



**Kriegstagebuch
einer Mutter**

Kriegstagebuch einer Mutter

Kriegstagebuch einer Mutter

(Marie Wehner)



1 9 1 7

Springer-Verlag Berlin Heidelberg GmbH



Copyright 1917 by Springer-Verlag Berlin Heidelberg

ISBN 978-3-662-42144-4 ISBN 978-3-662-42411-7 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-662-42411-7

1. August 1914.

Ich fasse es noch nicht.

Der rosigke kleine James, den unser Balt nie anders als „my friend“ nennt, saß so unverändert ruhig und gleichmütig, höflich plaudernd neben mir. Er hatte auf dem Konsulat nebenan Pässe besorgt für österreichische Arbeiter ihrer Fabrik. Da wollte er nicht vorbeigehen, ohne Freund Balt schnell zu begrüßen. Ich war aber allein zu Haus und bat ihn zu warten. Der blonde, hübsche Mensch mit dem unverkennbar englischen Einschlag in seinem offenen, frischen, deutschen Gesicht erzählte mir seelenruhig, wieviel jetzt auf seinen jungen Schultern liege, als Vertreter des Vaters, der mit Mutter und Schwester in England weile. D. h., er hoffe sie bereits auf der Rückreise. Bei den eingetretenen Verhältnissen werde sich diese langsam und mühsam genug vollziehen.

Ich sagte bekümmert: „Ja, es sind furchtbar ernste, drohende Zeiten“, und ich fragte: „Aber Neues ist doch nicht heraus?“

Er erwiderte in leichtem Erstaunen, so als dächte er, ich verlange etwas viel: „Nun . . . Neues nicht mehr, als eben . . . vorhin . . . die Mobilmachung.“

Da stand ich schon auf den Füßen. Ich fühlte, wie alles Blut in mir zurückwich.

„Unsere, Deutschlands Mobilmachung?“ stammelte ich. Er bestätigte es lächelnd. Es schien ihn ein wenig zu belustigen, daß ich die gewaltige Kunde noch nicht erfahren hatte in meinem stillen Winkel. Vielleicht auch, mich in so furchtbarer Erregung zu sehen.

„Meine Söhne!“ sagte ich. Es war mein erster Gedanke. War es egoistisch, kleindenkend? Haben andre Mütter wohl zuerst das Gewaltige empfunden? Des Sieges gedacht? Ich mußte an den Kampf denken. Ich sah meine drei Ältesten hinausstürmen. Und wie mochte es unsern Vierten treffen, unsern blonden Afrikaner, so fern der deutschen Heimat!

Während ich noch fassunglos James gegenüberstand, nahen von draußen eilige Schritte, Stimmengewirr, die Türe wurde aufgerissen, und Heinz, Edith, Balt und Ben stürmten herein. Alle vier in wogender Begeisterung:

„Krieg, Mutter, Krieg!“

„Wir werden es ihnen zeigen, was es heißt, uns zu fordern“, rief Balt in seinem Akademikerton, und dann, sich zu James wendend: „Nun, wie stellt sich denn ‚my friend‘ zur Kriegsfrage, na?“

„My friend“ lächelte sein ruhiges, höfliches Lächeln, und Balt drängte: „Du, nun heißt es Farbe bekennen! Nicht erst abwarten und zusehen und dann, je nachdem, links oder rechts abschwenken.“

Ohne eine Spur der Erregung erwiderte der rosige James, gleichmütig wie immer: „Vater ist ja mehr Kosmopolit als Engländer, trotzdem er immer englisch wirken wird durch sein Wesen und seine Sprache. Ich

bin in Deutschland geboren und aufgewachsen, und ihr kennt ja meine Mutter in ihrer kerndeutschen Art. Ich fühle mit ihr."

Bravo, du bleibst ‚my friend‘. Sorge nur zur Zeit dafür, daß du als Deutscher giltst", rief Balt ihm zu. Edith fragte nach seinen Brüdern, ob sie auch dächten wie er. Er zuckte leicht die Achseln. Das wußte er nicht. Der Ältere hat sich in England ansässig gemacht, der Jüngere sitzt noch in Oberprima mit unserm Günter.

Was sagte mein Junge beim Abschied, als er vor vierzehn Tagen seine Ferienfahrt nach Tirol antrat? „Sollte es zum Krieg kommen, Mutter, dann kehrte ich sofort zurück und würde mich stellen. Ich will es nicht nur, ich muß es auch. Ich bin ja der Großvater der Klasse mit meinen zwanzig Jahren."

Günter war von jeher der Liebling meines Mannes. Ein wenig versonnen, nicht allzu rasch im Erfassen, aber was er einmal in sich aufgenommen hat, das bleibt ihm.

2. August. Sonntag abend.

Spät in der Nacht schrillte die Hausglocke, und sofort wußte ich: das ist Günter, und sprang empor. Aber schon hörte ich jemanden gehen draußen, und Heinz rief mir zu: „Ich schließe auf." Er war noch wach und angekleidet gewesen, hatte seine Bücher und Schriften geordnet. Günter war seit achtundzwanzig Stunden unterwegs. Seit der österreichischen Mobilmachung hielt es ihn nicht mehr im Tiroler Bergdorf. Er sah unbeschreiblich aus. Verstaubt, verrußt, verdurstet und verhungert. Und doch

leuchteten seine braunen Augen in ernster Begeisterung. Wir schafften herbei, was an Magenstärkungen in unserm Bereich lag, und während er sich erlabte, erzählte er von seiner langen, heißen Fahrt. Die bayerische Grenze war für allen Wagenverkehr bereits gesperrt. Es hieß für alle: Aussteigen und das Gepäck bis zur Bahnstation schleppen. Als Ritter ohne Furcht und Tadel nahm man sich selbstverständlich verängstigter alleinreisender Damen an. Heinz neckte ihn mit seinem anziehenden Lachen: „Und suchst dich dabei ein festes junges Dirndl aus, was?“ Aber Günter erwiderte ernsthaft: „Ach nein! So eine ist doch kräftig und hält das bißchen Strapaze aus. Mich erbarmten zwei alte jammernde Schwestern. Die stützte und schleppte ich samt ihren gestickten Reisetaschen aus dem vorvorigen Jahrhundert.“

Welch lieber Junge Günter doch ist. Noch keine böse Stunde hat er uns bereitet. Knabe noch, und doch auch schon so männlich oft. Ob er angenommen wird als Kriegsfreiwilliger? Er ist der größte der Brüder, hat sogar den stattlichen Heinz überwachsen, aber so schmal dabei. Ich hoffte viel Gutes für ihn von den Tiroler Ferien, die nun so jäh abgebrochen wurden. In München wurde gerade die deutsche Mobilmachung bekanntgegeben, als sein Zug einfuhr, es herrschte unbeschreibliches Leben. Militärzüge mit den ersten Feldgrauen standen schon bereit, Flaggen wehten, Musikkapellen spielten die „Wacht am Rhein“, und jubelnd sang die Menge mit. „Und ich auch, glaubt mir's, ob's falsch war oder nicht! Von Herzen kam's“, so schloß Günter seinen Reisebericht.

„Und nun willst du mit hinaus?“, fragte Heinz.

„Morgen stell' ich mich.“

„Und die Schule?“

„Selbstverständlich Kriegsabitur. Fall' ich durch, dann werde ich beweisen, daß die Gelehrsamkeit nicht den tapferen Soldaten ausmacht.“

„Bravo“, rief Heinz und klopfte ihm auf die Schulter. Mutterherz, nun freue dich über deine Söhne und sei auch du stark und tapfer!

Aber schon beim Mittagessen gab es einen Augenblick, da ich mich mit aller Kraft zusammennehmen mußte, um nicht in Tränen auszubrechen. Es wird uns wohl allen in der Erinnerung eingegraben bleiben, wie der Vater sein Glas hob (er hatte einen edlen Tropfen gespendet, wie bei den höchsten Festtagen) und feierlich sagte:

„Meine lieben Söhne! Es soll eurem Feldzug gelten. Ihr werdet alle tapfer eure Pflicht tun für unser teures deutsches Vaterland. Gott schütze euch und lasse euch gesund als Sieger wiederkehren.“

Wir waren alle aufgestanden. Die Gläser klirrten aneinander, und wir sahen uns an, schweigend, ergriffen, denn zwei schwere Tropfen hingen in den Augen des Vaters. Das war etwas noch nie Dagewesenes bei dem großen starken Mann.

Als ich mich wieder in der Gewalt hatte, schlug ich vor: „Nun wollen wir auf unsern fernen Horst anstoßen. Wie wird er voll Sehnsucht an uns denken.“

Hätte man geahnt, welch gewaltige Ereignisse uns der Sommer vorbehielt, wir würden den Achtzehnjährigen

nicht haben ziehen lassen, so verlockend die Zukunft ihm von drüben winkte. „Großkaufmann“ zu werden, das war sein Traum, seit er denken kann, und der starre Eigensinn des kleinen Burschen, der mein Blut oft genug in wilde Wallung brachte, hat sich mit den Jahren in einen festen Willen verwandelt. Als uns zu Weihnachten, nach Jahren wieder einmal, der Jugendfreund meines Mannes aufsuchte, der in Südwest drei große Geschäftshäuser führt, und als er erwähnte: „Ich könnte jetzt gut wieder einen jungen Mann für drüben brauchen“, da sah ich es in Horsts blauen Augen aufblitzen. Und es hatte eingeschlagen. Es saß fest. Horst war nicht mehr zu halten. Es würde eine scharfe Lehrzeit geben, es würde ihm nichts erspart, keine unterste Leitersprosse, es hieße mühsam eine nach der andern erklettern. Und vier Jahre Kontrakt. Ich sagte: „Es kann dich Heimweh und anderes Leid befallen, und du wirst nur Fremde um dich haben.“ Er nickte mit seinem überlegenen Lächeln: „Gewiß, geb' ich zu, und noch viel andre Nachteile. Aber die Vorteile sind überwiegend.“ Und Ende Februar ist er mit unsrem Freund abgefahren. Er schreibt regelmäßig, fühlt sich nicht enttäuscht, obgleich er gerade im Anfang wohl am schwersten die Nachteile empfindet. Ob er es nun nicht bereut, wenn er die gewaltige Kriegskunde hört? Meinen Horst hätte doch niemand und nichts zurückhalten können, mit den Brüdern zur Fahne zu eilen.

3. August.

Wie hat sich das geregelte Leben mit einem Schlage verändert! Jede Stunde bringt Neues. Nun liegt auch schon der erste Abschied hinter mir, Balt hat mich vollständig damit überrumpelt. Er tat doch, als ginge es erst morgen ab. Als technischer Hochschüler hat er sich in Dresden zu stellen. Etwas ernster erschien er mir als sonst, und ich suchte schon tagsüber nach einer stillen Stunde, um ihn noch einmal für mich allein zu haben, mußte mich aber auf abends vertrösten. Heinz, der gleich früh in Zivil nach seiner Kaserne aufgebrochen war, stand am Spätnachmittag plötzlich schon eingekleidet vor uns, als strammer feldgrauer Leutnant. Ich brachte die Frage nicht heraus:

„Wann geht es ab?“

Er hatte seine zornig empörten Augen, wie er sie schon als kleiner Junge machte, wenn er sich oder andre ungerecht behandelt glaubte, und er sagte erregt: „Verdammt! Ich soll noch hierbleiben, Rekruten ausbilden. Hierbleiben! Wo es mich an jedem Nerv hinauszieht, an den Feind.“

Was ihm fast als Unglück erschien, erfüllte mich heimlich mit unaussprechlicher Freude. Ich konnte ihn also noch dabehalten, meinen stolzen, lieben Ältesten. Wir bewunderten seine gediegene Ausrüstung, und Edith sagte neckend: „Heinz, der Unwiderstehliche, nun gar in Feldgrau.“

„Das habe ich mir aber energisch als kleinen Trost erbeten. Daß wenigstens keiner denken kann, ich möchte mich um die Front drücken“, beehrte er auf. Die Schwester hatte dann den glücklichen Gedanken, die drei Kriegerbrüder noch schnell zu photographieren.

Abends kam Ben jubelnd, in großen Sprüngen angerannt: „Wir kriegen Einquartierung, Hurra“, und ihm auf dem Fuße folgten vier schwerbepackte Sanitäter, müde und verstaubt. Da mußte schnell Rat geschafft werden. Zwei konnten sofort untergebracht werden, obwohl der eine beim Betreten des Fremdenzimmers fast erschrocken meinte, ob wir nicht was andres für ihn hätten, so fein sei er's nicht gewöhnt. Edith erwiderte, für die Soldaten sei jetzt nichts zu fein, und sie sollten nur alles noch genießen, im Feld würde es schon primitiver werden. Während wir Speise und Trank herbeischafften, hielt Ben bei den andern Familien im Haus Umschau, ob nicht wenigstens für die erste Nacht noch Platz für zwei Mann da wäre. „Alle vier wollten sie uns wegkapern“, berichtete er atemlos vom Treppauf- und abstürmen. „Aber jawohl! Wir geben nicht mehr als zweie heraus, und wenn die Brüder ausgerückt sind, können wir glatt zu jeder Zeit vier Stück unterbringen, hab' ich ihnen erklärt.“ Nach dem Abendbrot kam Balt in elegantem Reiseanzug und sagte so recht unbefangen, frisch und jovial, eben was wir seinen Akademikerton nennen: „Alsdann, liebe Leute, lebt wohl und auf baldiges, frohes Wiedersehen.“

„Ja, wo soll denn die Reise hin?“, fragten wir.

„Komische Frage“, lachte er. „Könnt ihr nicht rechnen? Die Mobilmachung, dividiert durch einen Unteroffizier, ergibt als Resultat: Abmarsch! Die Zeit eilt.“

Als er mein Erschrecken sah, fügte er munter hinzu: „Vielleicht komme ich nochmals bei euch durch, und wenn nicht . . . ach was . . . wir werden sie schon bald

versohlt haben, die freche Bande. Nur nicht bange sein.“ Er umarmte uns schnell, eins nach dem andern. Etwas ganz Ungewohntes bei dem trockenen Verstandesmenschen. Ich ließ ihn nicht so schnell los, wie er es wohl wünschte, aber er hielt stille und nickte schweigend und ernst, als ich sagte: „Gott behüte dich, mein lieber Balt. Auf Wiedersehen.“

Tausend Wünsche sende ich ihm nach, meinem Balt. Er ist dasjenige meiner Kinder, das ich am wenigsten kenne. Früher dachte ich zuweilen: das am wenigsten Begabte. Er ragte nie hervor, wie Heinz, hielt sich bescheiden im Hintergrund, aber die klugen, beobachtenden Augen konnten oft so überlegen blicken. Ich glaube, diese kritisierenden Kinderaugen haben mich mit erzogen, indem ich erzog. Schließlich hat er glatt erfüllt, was von ihm erwartet wurde: sein Abitur mit einer Mittelzensur, sein praktisches Lehrjahr in der Fabrik mit allen ungewohnten körperlichen Anstrengungen und sein Militärjahr, wenn auch nicht so glänzend wie Heinz, der schon nach dreiviertel Jahren zum Unteroffizier vorrückte. Aber Heinz wurde eben stets in die vorderste Reihe gestellt, war auch wie vorbestimmt dazu durch seine inneren und äußeren Vorzüge. Er hat bis vorhin noch fieberhaft sein Zimmer geräumt. Die angefangenen Bühnenarbeiten, die ihn so beglückten, sorgsam verpackt. Ich glaube, trotz seiner Kriegsbegeisterung wird es ihm schwer, sich davon zu trennen. Ich fragte ihn, wie lange er die Dauer des Krieges schätze.

„Ich denke, frühestens bis Weihnachten, spätestens bis Ostern“, meinte er.

Und wie hoch ungefähr die Zahl der Gefallenen, Heinz? Doch nicht entfernt die Hälfte, nicht wahr“, riet ich voll Bangen.

„Ach Mutter! Wo denkst du hin! Das wäre schlimm für unsere mächtige deutsche Armee.“ Seine Stimme klang überzeugend, seine strahlenden Augen bligten. Ich mußte daran denken, wie sie seine Verehrerinnen nennen: „Siegereugen.“ Aber dann umdüsterten sie sich, und er fügte ernst hinzu: „Zimmerhin, Opfer genug wird es auch für uns kosten. Schade wenn das alles unvollendet bliebe.“ Sein Blick umfaßte die Schriften und Bücher vor ihm und verlor sich auf Sekunden ins Leere, wie umflort von Schmerz und Trauer.

„Heinz“, sagte ich gequält, und er suchte sich aufzuraffen, sagte, die Schultern zuckend: „Man muß auf alles gefaßt sein. Aber ich bin ja ein Sonntagsjunge und hatte bisher stets Glück im Leben.“

Da war er wieder oben, doch in mir bleibt etwas von seiner Stimmungswelle haften. Wie grundverschieden doch die Brüder sind. Heinz muß sich aussprechen, man muß mit ihm jubeln und leiden. Balt hat mir immer nur mitgeteilt, was er für angemessen hielt.

9. August.

Es wird nicht mehr viel mit dem Schreiben. Es heißt jetzt, seine Zeit gehörig einteilen. Ein Glück, daß ein jedes so freudig bei der Arbeit ist. Auguste, die Küchenfee, steht willig eine Stunde früher als sonst am Herd und bereitet das Frühstück für die drei braven Sanitäter,

die vorläufig noch hier ausgebildet werden. Ebenso setzt sie ihre Ehre darein, Schlag Zwölf das schmackhafte Essen fertig zu haben, um die kurze Mittagsrast der Ermüdeten nicht zu schmälern. Ben und Edith helfen mit auftragen und sind gut Freund mit ihnen. Dem einen, der zu Hause Frau und Kinder hat, fällt es schwer hinauszuziehen. Der zweite hat andre Sorgen. Wenn ihm nur sein Mädels nicht untreu werde, vertraute er Edith an. Ich freute mich über ihre frische Antwort: „Ach, dann hätten Sie ja nicht viel an ihr verloren! Eine, die ihrem Schatz die Treue bricht, während er draußen fürs Vaterland sein Leben einsetzt, die taugt nichts. Aber sie wird schon treu bleiben.“

„Um mich wird sich niemand sorgen“, sagte der dritte wehmütig. Ich habe auf der ganzen Welt niemand, der an mir hängt.“

Ben sah ihn ungläubig, erschrocken an:

„Eltern, Geschwister?“, fragte er.

„Alles weg, lange schon.“

„Aber wir sind doch da“, rief mein Junge aus. „Mir müssen Sie schreiben, und ich antworte Ihnen. Hier, auf Ehre, versprechen Sie es mir.“ Er streckte ihm die Hand hin, und ein heller Freudenschein ergoß sich über das Gesicht des Einsamen, als er einschlug. Man wird viel Gutes tun können an unsern Soldaten, wenn sie draußen sind.

Edith hat sich zum nationalen Frauendienst gemeldet

12. August.

Heute kam uns die erste Feldpostkarte ins Haus geflogen, und wir schrien alle auf: „Von Balt! Und bei uns, in einem Vorort aufgegeben, auf der Durchreise.“

„Herzliche Grüße von der Fahrt nach Paris. Mein Luxuswagen war in seinem Vorleben ein Viehabteil. Na, der hat Glück. Sorgt Euch nicht um mich, bin glänzend ausgerüstet mit allem. Nun wehe den Rothosen. In Liebe Euer Balt.“

Sicher hat er von seiner Durchfahrt bei uns gewußt, aber er wollte sich und uns einen nochmaligen Abschied ersparen. Heinz hätte alles drangesetzt, Telephon und Eilboten, uns noch zu sehen, und wäre es nur für einen Augenblick gewesen. Nun rollt Balt dem Feind entgegen.

14. August.

Günter hat die Reifeprüfung bestanden und ist bereits eingekleidet. Erst wollten sie ihn nicht annehmen, wegen zu schmalen Brustumfanges, aber er ließ nicht locker. Vielleicht hat auch Heinz ein Wort für ihn eingelegt. Nun stapft er in schweren Soldatenstiefeln einher, eine viel zu weite Uniform schlottert um seine hagere Jünglingsgestalt, aber seine braunen Augen blicken in stillem Leuchten in die Welt. Der Dienst ist schwer und ungewohnt, und daß er seinem eigenen Bruder zur Ausbildung zugeteilt wurde, wird es ihm in keiner Weise erleichtern. Das möchte keiner von beiden, und Heinz erklärte es ihm gleich kategorisch: „Ich bin dein Vorgesetzter und nichts weiter. Nur

zu Hause kannst du mich brüderlich hagen." Aber sie freuen sich doch beide darüber, und Heinz sprach sich mit gegenüber sehr lobend aus über den neuen, strammen Kriegsfreiwilligen. Günter aber sagte, daß alle begeistert seien von ihrem Leutnant. Er nennt seine Kompanie „Die Zackige“, und sie streben eifrig danach, dem Titel Ehre zu machen.

Seit Englands unerhört falscher Handlungsweise fliegen meine Gedanken so oft über den weiten Ozean zu unserem vereinsamten Horst. Mein Mann ist darauf gefaßt, daß er monatelang, vielleicht auch viel länger noch, für die ganze Zeitdauer des Weltkrieges von uns abgeschnitten bleiben wird. Die Engländer werden dafür sorgen. Unsere Briefe, seit Ende Juli datiert, kamen bereits alle als unbestellbar zurück. Und auch drüben in unsern schönen Kolonien wird der Kampf entbrannt sein. Im Geiste sehe ich meinen Jungen schon in Tropenuniform, denn obgleich meine Leute denken, daß er zu jung befunden werde, und daß ihn der Chef wohl auch nicht freigegeben möchte, trotzdem bin ich überzeugt, daß der willensstarke junge Mensch es durchsetzen wird, in die Schutztruppe einzutreten. Er weiß ja, daß die drei älteren Brüder zur Fahne geeilt sind, und wird ihnen nicht nachstehen wollen. Ben möchte am liebsten auch mit und ist unglücklich, nicht zwei Jahre älter zu sein. Ich aber danke Gott, daß mir wenigstens unser Benjamin bleibt. —

3. September.

Heute waren wir draußen im Kasernenhof und wohnen dem feierlichen Fahneneid der zweiten Kriegsfreiwilligen-schar bei. Sechshundert junge begeisterte Söhne Deutschlands kamen stramm anmarschirt. Natürlich fanden die Augen der Mütter vor allen andern ihre eigenen Söhne heraus. Ich weiß nicht, was mich glücklicher und stolzer machte, den tiefemsten langen Günter zu beobachten, der sich trotz des ungewohnten anstrengenden Lebens so sichtlich gekräftigt hat, oder den flotten Leutnant, der seine Truppe, „Die Backige“, so schneidig kommandierte. Der Oberst hielt eine markige, kurze, packende Ansprache, der Geistliche, der als Feldprediger hinauszieht, eine herzbe-wegende. Der Hauptmann ließ sich mir nachher vorstellen und sprach warme Lobesworte über meine Söhne, die dem Mutterherzen wohlthun. Er will Günter bereits mit dem Befreitenknopf auszeichnen. Von Heinz sagte er mit Be-dauern: „Wir werden ihn nicht mehr lange halten können. Es drängt ihn zu mächtig hinaus. Bei der ersten Ge-legenheit wird er sich melden.“

Balt hält uns sehr knapp mit Nachrichten, aber das Schreiben wird schwierig genug sein auf dem Vormarsch, und die Feldpost muß sich wohl auch erst richtig ent-wickeln. Seinen kurzen Karten nach rücken sie durch Luxemburg und Belgien nach der Champagne zu. Ich fürchte, daß er sehr angestrengt ist, trotzdem er kein Wort der Klage schreibt. Höchstens ein Witzwort über den an-maßenden Tornister, ohne den die heißen Märsche wesent-lich netter wären. Dafür seien die Nächte im Freien sehr

erquickend. — Wenn ihn nur bald unsre Post erreichte. Auch die Sanitäter schrieben von der Fahrt. Alle kamen nach dem Westen.

9. September.

Tief eingeprägt in meiner Erinnerung bleibst du, großer, schmerz- und freudvoller Tag. Ich finde keinen Schlaf, meine Gedanken fliegen dem langen Militärzug nach, der durch die dunkle Nacht dem Feind entgegenrollt, der unsern Heinz davonträgt. — Gestern kam er angestürmt in flammender Begeisterung und rief es uns jubelnd zu: „Hurra, es geht ins Feld! Morgen muß ich fort von hier und muß Abschied nehmen.“

Edith und Ben fielen mit ein in das angestimmte Lied. Schön und rein erklangen die jungen Stimmen.

Dann aber glitt uns die Zeit in rasender Eile dahin. Es gab noch unendlich zu tun, denn es war ja alles so plötzlich gekommen. Heinz sahen wir kaum mehr zu Hause. Telephonisch benachrichtigte er uns, daß wir uns gleich nach Tisch in der Kaiserkrone einfänden möchten, wo sich die abrückenden Truppen versammelten. Da hatten wir dann noch unvergeßliche Stunden mit unserm Lieben. Wir zwangen uns alle zur Ruhe und saßen fröhlich um einen Tisch im schattigen Garten. Ringsum Soldaten in Begleitung ihrer Angehörigen. Heiße Tränen flossen aus vielen Augen. Namentlich junge Frauen vermochten sich schlecht zu beherrschen. An vielen Tischen aber wurde laut und ausgelassen gezecht, gescherzt und gesungen, als wollte man dort die Rührung gewaltsam übertönen. Ein schönes

junges Weib sah ich von Tisch zu Tisch gehen und hörte sie leise vergrämte Frauen ermahnen: „Nehmt euch doch zusammen, wenn ihr euren Mann liebhabt. Macht's ihm nicht noch schwerer.“ Ich nickte der Tapferen anerkennend zu.

Edith verteilte Hände voll leuchtender Blumen. Von allen Seiten riefen sie ihr zu: „Fräulein, bitte, mir auch was.“ Ben ging neben ihr und legte zu jeder Blume eine Zigarre.

Heinz kam und ging, stellte uns noch Kameraden vor, wurde selbst gebeten, da und dorthin zu kommen. Er hatte rote Rosen am Helm und an der Brust, und seine Siegeraugen leuchteten. Dann aber setzte er sich zu uns und wurde still und ernst. „Es stürmt soviel auf einen ein. Der Abschied im Kasernenhof von meinen Rekruten ging mir nahe, nicht nur, weil Günter darunter war. Ich habe sie alle liebgewonnen.“ Er zieht mit einem fremden Trupp hinaus. „Als überzähliger Leutnant“, wie er sagte. „Aber draußen werde ich voll mitzählen, das dürft ihr mir glauben. Nur endlich hinaus, es hielt mich nicht mehr“.

Lörich von mir, so bange zu erschrecken bei dem „überzähligen Leutnant.“

Als die Soldaten sich sammelten und der lange Zug wohlgeordnet zum Verladungsbahnhof schritt, fuhren wir langsam in einem Kraftwagen nebenher. Eine solche Fahrt gehört bei uns zu den seltenen Ausnahmefällen. Heute, an diesem großen Tag, kam es uns fast selbstverständlich vor. Der Führer blieb von selbst immer in der Nähe des schlanken, schönen Leutnants, der mit federnden Schritten

neben seinem Zug schritt und sich sichtlich freute, uns immer wieder aufsuchen zu sehen. Am Bahnhof herrschte dann noch ungeheures Leben. Die Musik spielte feurige Märsche und unsre fernigen Vaterlandslieder. Ein ergrauter Oberst mit markigen Gesichtszügen hielt noch eine kurze Ansprache, in der er den Abschied und das Wiedersehen betonte und für die Spanne Zeit, die dazwischen lag, den Feldgrauen ein schmetterndes: „Heil und Sieg“ zurief. Suchend sah ich darauf seine Augen umherblicken und jemanden zu sich heranwinken. Stramm und elastisch, freudig überrascht, näherte sich ihm unser Heinz, und mit schneidigem Dank quittierte er die gütig anerkennenden, ermunternden Worte des hohen Vorgesetzten. Es war wieder eine der Auszeichnungen, die ihm überall wie von selbst zufallen.

Gegen uns war er von überströmender Herzlichkeit. Immer wieder umarmte er uns, ohne viel Worte mehr zu verlieren. All das Neue, Gewaltige, das er erlebt, das seiner wartet, hielt sein so stark eindrucksfähiges Empfinden im Bann. Als der Zug davonglitt unter rauschenden Musikflängen und Hurrarufen, stand er ernst und schön am Fenster seines Abteils.

„Habt Dank für alles“, rief er uns zu mit seiner warmen Stimme. Hinter mir hörte ich eine Mädchenstimme flüstern: „Der sieht gerade aus wie ein junger Gott.“

Ich hielt ihn fest mit den Augen, bis er ihnen entschwand. Ich glaube, sein Blick hat bis zuletzt mir gegolten. Das erfüllt mich mit Glück . . . aber auch mit Weh. Doch fort mit den schweren, bangen Gedanken. Ich habe ja auch nicht verzagt wie viele der armen Zu-

rückbleibenden, die jammernd die Hände nach dem entschwindenden Zug ausstreckten. Still gingen wir zurück durch den lauen Spätsommerabend. Ich mußte plötzlich lebhaft an Balt denken, der so allein abgefahren war, ohne Gang und Klang. Zu Hause wartete Günter auf uns. Er erzählte uns, daß der Abschied des Leutnants die ganze Kompagnie ergriffen habe. Er hatte den Hauptmann um die Erlaubnis gebeten, ein paar Worte sprechen zu dürfen. „Das wird keiner vergessen, was und wie er es sagte. Dann winkte er mich zu sich und umarmte mich vor der ganzen Kompagnie. Ich bin stolz auf unsern Heinz, den alle vergöttern.“ Günter war bewegt, wie ich es noch nie an ihm sah. Mitten in unsere feierliche Stimmung hinein ertönte vom Schmuckplatz vor unseren Fenstern ein ernster, viestimmiger Männerchor, wie er jetzt von Zeit zu Zeit ausgeübt wird:

„Nun tretet mit Beten vor Gott den Gerechten, er waltet und haltet ein strenges Gericht.“

Das Lieblingelied unseres Heinz. Wir lauschten andachtsvoll, als säßen wir in der Kirche. Ein Lied nach dem andern kam heraufgeschwebt und entschwebte. Zuletzt das herrliche, erhebende: „O Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu.“

Begeistert erscholl es herauf:

„Haltet aus, haltet aus im Sturmgebraus.“

Unvergeßlich wird mir der Tag bleiben. Wie ein heiliger Tag, erhaben über irdische Freuden und Schmerzen.

18. September.

Täglich bringt uns die Feldpost Nachrichten von Heinz. Ich konnte seine schöne Fahrt durch das Thüringer- und Hessenland bis zum Rheinübergang in Gedanken miterleben. Von jeder größeren Haltestation aus schreibt er uns Karten und Briefe in bester Stimmung. Überall werden sie jubelnd empfangen und bestens gepflegt. Aber er hat auch schon tiefe Eindrücke erhalten. Der erste Mahnruf, daß sie sich nicht auf einer Vergnügungsfahrt befinden, traf ihn schon in Marburg beim Anblick des ersten langen Zuges französischer Gefangener, zwei Gleisbreiten von dem ihren entfernt. Er schreibt:

„Was für Gefühle mögen die Armen wohl bewegt haben, als sie unsere annähernd tausend Reserven sahen, kampfbegeistert, tadellos ausgerüstet, vom ungeheuren Jubel der Bevölkerung empfangen. Mein Abteil hielt gerade in der Höhe eines Wagens, in dem französische Hauptleute saßen. Dem einen sah ich ein paar Sekunden lang in die finsternen Augen. Dann sprang er auf und zog die Vorhänge vor das Fenster. Die französischen Soldaten, wirklich in knallroten Hosen, machten teilweise einen jämmerlichen Eindruck. Bei der Ankunft in Gießen sah ich im Vorbeifahren ein paar gefangene Engländer. — Ich schlafe fast gar nicht und bin doch vollkommen frisch. Es arbeitet mächtig in mir, und all die großen Eindrücke müssen erst geklärt werden.“

Ab und zu kommt eine spärliche Karte von Balt. Ich fürchte, er erträgt das rauhe Kriegsleben recht mühsam. Er ist ja nicht so kräftig gebaut wie sein älterer Bruder, und er ist nicht wie dieser, so begeisterungsfähig. Er

schreibt, es ginge ihm so gut, wie es einem eben jetzt gehen könnte, auf tagelangen Märschen in glühender Sonne, wenn einen die Post aus der Heimat noch so schwer erreiche. Aber man gewöhne sich an alles, der Anfang sei stets am schlimmsten. Seine letzte Karte war aus Belgien. Nun wird Heinz im selben Land auf dem Marsch zur Front sein. Vielleicht fügt es der Zufall, daß die Brüder sich treffen. Balt muß vor vier Wochen denselben Weg gegangen sein, nur mühsamer. Schon jenseits des Rheins fingen für ihn die langen Märsche an, den schwergepackten Tornister auf dem Rücken, während Heinz durch Luxemburg und noch ein gutes Stück über Lüttich und Namur hinaus per Bahn transportiert wurde. Ein langer Brief von Marienbourg aus schildert uns die Fahrt, die dort zu Ende ging. Ein herrlicher Brief, frisch und tief empfunden. Aber zuletzt mutet er mich an wie ein Abschiedsbrief. Nun ja, er geht der Front entgegen, mit jedem Schritt entfernt er sich mehr von uns und wird vielleicht nicht sobald wieder zu ruhigem Schreiben kommen. „Wir gehen bitterem Ernst entgegen, und ich will Euch noch vorher sagen, wie lieb ich Euch alle habe. Euch beiden, liebste Eltern, weiß ich sehr wohl, was ich Euch alles zu danken habe. Alles Gute und Schöne in mir verdanke ich ja nur Euch. Nun heißt es eisern sein, und ich fühle ganz genau, was vor mir liegt. Sorge dich nie um mich, liebe Mutter, ich weiß mir zu helfen. Ich bin ja ein Sonnenskind und glaube an meinen guten Stern.“

Weiche Stimmungen hatte er stets schon als blonder Lockenjunge, aus wilden Spielen heraus.

Sonst klingt der lange Brief so voll Lebensbegeisterung, Mut und Erwartung. „Unter brausenden Hurrarufen überfahren wir den Rhein bei Koblenz. In Trier sahen wir viele eroberte französische Kanonen. In dem belgischen Ort Libramont requirierte ich für uns Offiziere duftende Beefsteaks. Es gibt nun oft stundenlangen Halt, da die Strecke nach Namur vollgepfropft mit Zügen ist. In Arlou stand ein langer Zug französischer Verwundeter, alles gelbe, erschöpfte Gesichter, dreckig und stinkend. Wir erfuhren dort den Sieg bei Châlons und brachen in begeistertes Hurra aus. Die Franzosen duckten sich ganz ängstlich zusammen. Dann kamen wir an den ersten zerstörten Dörfern vorbei. Nur die geschwärzten Mauern standen noch. Die ganze Bahnstrecke wird von unserm braven Landsturm bewacht. Unsere Eisenbahntruppen haben die teilweise zerstörten Gleise und Brücken schon wieder hergestellt. Wir sitzen nun schon den vierten Tag in unserem Wagen und sind sehr froh, uns bei längerem Halt die Beine vertreten und eine Waschgelegenheit finden zu können.“

Aus Lüttich schreibt er in sehr angeregter Stimmung. Sein guter Stern habe ihn mit nur ganz wenigen Ausserkoren, aus dem Vorort Angleur mit der Elektrischen in die Stadt hineinzufahren mit einer Meldung an die deutsche Verwaltung im Justizgebäude. Das schöne Lüttich, an beiden Ufern der breiten Maas gelegen, rings von Höhenzügen in weitem Bogen umgeben, hat ihn sehr begeistert. „Überall Kriegsbilder; eine Brücke mitten in der Stadt von den Belgiern gesprengt; ein ganzes Häuser-

viertel durch eine einzige Zeppelinbombe auseinandergerissen. Alle Brücken durch Drahtverhaue gesperrt, nur eine schmale Durchfahrt für den Verkehr. Die belgische Bevölkerung tut nolens volens riesig freundlich, aber man merkt überall den lauernnden, tödlichen Haß. Nachdem wir unsern Auftrag erledigt hatten in dem schönen Justizgebäude, auf dessen Dach stolz die deutsche Fahne weht, bummelten wir durch die eleganten Straßen, machten kleine Einkäufe an Obst, Wurst und Käse und gingen dann in ein erstklassiges Kaffeehaus, wo wir mit unendlichem Behagen guten Kaffee tranken. Ich bin ganz erstaunt, wie gut ich auf einmal französisch sprechen kann. Ich pouffierte sogar ganz gehörig en français mit einer reizenden kleinen Lüticherin. In diesem Augenpaar habe ich nichts von Haß gelesen. Schade, daß die Zeit so kurz war."

30. September.

Die ganze Fahrt und die Märsche habe ich miterlebt durch die Berichte unseres Leutnants. Nun ist er in feste Stellung eingerückt, bei St. Couplet in der Champagne, gar nicht weit von Vailly, der endlich auch einen etwas ausführlicheren Brief schickte und sich entschuldigt seines schweigsamen Verhaltens wegen. Aber er habe mir ja versprechen müssen, stets die volle Wahrheit zu schreiben, und der erste Abschnitt seines Feldzuges sei so wenig ruhmreich verlaufen, daß er es vorgezogen habe, lieber ganz zu schweigen. Nun, da er sich eingelebt und allerlei kleinere und größere Hindernisse, wie wunde Füße, Ruhranfälle und solcher Unnehmlichkeiten mehr, endgültig über-

wunden hoffe, fange er an, Geschmack an der Sache zu gewinnen. Die Feuertaufe selbst habe er längst bestanden und nebst viel Heiterem auch schon recht Ernstes erlebt. Das Schützengraben-Leben sei ganz gemütlich, jetzt, da er sein Schlappmachen überwunden habe. Ohne die Begeisterungsfähigkeit seines Bruders Heinz zu besitzen, müsse er trotzdem in aller Trockenheit bekennen, daß es für ihn den Inbegriff des Unglücks bedeuten würde, jetzt nicht draußen sein zu dürfen, sondern aus irgendeinem Grunde untätig von Ferne die gewaltigen Ereignisse verfolgen zu müssen. Und wie Heinz schreibt er: „Sorgt Euch nicht um mich.“ Aber statt dessen Nachsatz: „Ich bin ja ein Sonntagsjunge“, steht da: „Was ist jetzt billiger als ein Menschenleben! Auf das Ganze kommt es an und nicht auf den einzelnen. So müßt Ihr mit uns denken lernen.“ Lieber, Tapferer! Was mag er an „kleinen Unannehmlichkeiten“ gelitten haben! Er, den die Brüder oft „den Feinen“ neckten, der gerne tadellos auftrat, stets das Deforum scharf gewahrt haben wollte und sich nie, wie Heinz, in Freudentaumel zu versetzen mochte, viel lieber die Dinge trockener Kritik unterwarf. Wie hat Heinz auch auf den langen Märschen sein Dasein genossen. Wie aufmunternd muß er mit seinem frischen, sonnigen Wesen auf die Mannschaften wirken. Von überall schrieb er Karten und kürzere und längere Briefe, und immer hat er etwas zu loben, etwas, das ihm die Schattenseiten erhellt. Als sie bei strömendem Regen, naß bis auf die Haut, den Marsch unterbrechen mußten und in Le Tremblois Quartiere bezogen, fand er für sich ein Häuschen, das nur von einem

jungen Belgier bewohnt war. Eltern und Geschwister geflohen, wie fast alle Einwohner des halb zerstörten Dorfes. Der junge intelligente Bursche bot sich dem Etappen dienst an und fand gutbezahlte Arbeit. Er hatte sich auf schlimme Dinge gewappnet, als der Feind das Dorf besetzte, erkannte aber bald mit dankbarem Staunen, welcher Geist die deutschen Truppen beseelte. Heinz bekam ein leckeres Mahl, denn Tausende von herrenlosen Eiern lagen in einem Schuppen aufbewahrt und ungezählte Flaschen besten Rotweins in den Kellern. Er schief wieder einmal in einem richtig gehenden Bett und genoß diese bereits abgewöhnten Dinge mit Behagen. Aber er betont wiederholt: „Ich befinde mich auch ohne jeglichen Luxus brillant. Was ich immer glaubte, das finde ich jetzt bestätigt; ich fülle meinen Platz unter den gegebenen Verhältnissen voll und ganz aus. Großartig ist die Organisation des Etappenwesens. Unaufhörlich rasseln die Lastkraftwagen und Proviantkolonnen auf der Straße nach der Front. In den Etappenstationen erhalten wir immer neue Vorräte und kochen dann ab. Heute gab es Erbsen und Speck, und es schmeckt stets vorzüglich. Wasser ist verboten, daher wird so oft wie möglich Kaffee gekocht. Kaffee! Du lieber Gott! Was für ein enfant gâté war ich noch vor kurzem, und wie himmlisch schmeckt mir jetzt dieser hellflüssige Trank. — Heute sahen wir auf dem Marsch viele Soldatengräber. Kleine Erdhügel und ein einfaches Holzkreuz darauf. Der Wind ging scharf und trug uns zuweilen fürchterlichen Verwesungsgeruch zu. Ein totes, halbverkohltes Pferd lag da an der Straße, ein an-

deres entdeckte ich im Straßengraben, halb im Verenden. Vielleicht hat es sich seit Tagen da quälen müssen. Ich ließ es von zwei Leuten meines Zuges erschießen. Sie setzten die Mündungen ihrer Gewehre hinter die Ohren des armen Tieres. Zwei scharfe Knalle, und es war erlöst. Ich brenne darauf, an die Front zu kommen, und doch rücken wir zum Verzweifeln langsam vor. Unsere Leute sind das Marschieren nicht gewöhnt, und die lange Bahnfahrt hat sie schlapp gemacht. Ich sehe viel Elend. Wir kommen durch grauenhaft zerstörte Ortschaften. Was noch an Bevölkerung da ist, schleicht mit verhärmten, angstvollen Gesichtern herum."

3. Oktober.

Schon ist der dritte Kriegsmonat angebrochen. Es gab Optimisten, die prophezeiten, der Krieg würde binnen eines Vierteljahres beendet sein. „Vielleicht zu Weihnachten“, gaben andere schon zaghafter zu. Balt schrieb auf einer seiner ersten Karten, nachdem die Kriegserklärung der Engländer heraus war: „Hoffentlich im Frühjahr werden sie alle genug haben, unsere sauberen Feinde ringsum.“ Nun spricht schon Günter ernstlich vom Ausrücken, und mir zieht sich das Herz zusammen bei diesem Gedanken. Er schläft nun lieber noch zu Hause, um abends noch etwas mit uns zusammen zu sein. In aller Gottesfrühe steht er auf und will es durchaus nicht annehmen, daß jemand seinetwegen aufsteht. Neulich litt er an einer Zahnentzündung und hatte eine hochgeschwollene Backe, so daß er kaum essen und sprechen konnte, aber tapfer ging er seinem schweren

Dienst nach und meinte, es sei eine gute Vorübung, denn draußen werde ihn niemand verhätscheln mit extra weichgekochten Speisen, schmerzstillenden Tropfen usw. Es gehe ihm also noch viel zu gut. Aber auch ihm brennt aus den braunen Augen das Verlangen nach der Front. Wappne dich auf einen neuen Abschied, Mutterherz!

10. Oktober.

Jeden Abend packen wir Feldpost für unsere Feldgrauen. Beide schreiben, daß die Nächte schon empfindlich kühl werden in den Erdhütten, und bitten um warme Sachen und um Magenstärkungen. Trotzdem die Feldküche tadellos arbeite und dreimal am Tag ein Essen liefere, das man früher in jugendlicher Verblendung nicht geschätzt habe, sei man doch sehr schnell wieder hungrig bei dem steten Aufenthalt im Freien, Tag und Nacht. Balt bekennet ganz beschämt, daß er sich zum Näscher entwickle. Er, der sich nie viel aus Süßigkeiten machte, habe plötzlich wahnsinnige Lust auf Schokolade und Keks. Endlich schrieb er einen ausführlichen Brief — eigentlich den ersten, seit er uns verlassen mußte —, und er fügt hinzu, nun müßten wir uns für lange wieder auf Karten einrichten. Zur Schriftstellerei sei der Kriegsschauplatz für ihn nicht der passende Ort. Aber sein Brief schildert uns klar und anschaulich seine bisherigen Erlebnisse:

„Ich liege im Wald, und eine herrliche Septembersonne durchwärmt meine Glieder. Nach heißen Tagen in der Schützenglinie genießen wir mit wohligem Behagen die Korpsreserve. Eigentlich ist es überhaupt der erste ruhige

Lag seit unserm Ausmarsch vor zwei Monaten, seit ich so jäh die friedliche Arbeit am Reichentisch vertauschen mußte mit dem Kriegshandwerk. Kinoartig ziehen meine Erlebnisse in rascher Folge an mir vorbei. Die Einkleidung, im Jubel der ersten hellsten Kriegsbegeisterung. Die paar kurzen Tage im Quartier, wo man noch einmal so rührend verwöhnt wurde, denn mein Quartierwirt in Dr., durch ein Herzleiden an der Teilnahme am Feldzug verhindert, las mir jeden kaum gedachten Wunsch an den Augen ab. Die fünftägige Fahrt in das Feindesland war ein herrlicher Beweis deutscher Einmütigkeit und Begeisterung. Überall auf großen und kleinsten Stationen jubelndes Begrüßen, ermunterndes Winken. Die Strapazen der endlosen Märsche bei glühender Hitze waren natürlich sehr groß. Die Luxemburger einsichtsvoll und willig, in genauer Kenntnis, daß wir ihr Land nicht als Plünderer, sondern als anständige deutsche Soldaten durchzogen. Die Belgier verheßt, haßerfüllt. Deutlich tritt wieder jenes Dorf vor mein Auge, das wir in munterem Marsch durchzogen, als plötzlich auf ein heimtückisches Zeichen aus den Häusern auf uns geschossen wurde. Dort hatten wir die ersten Toten. Alles Kameraden, die noch eine Minute vorher aus frischer Kehle ein Marschlied mitjangen. Nun, wir rächten uns bitter. Mir ist ein solches Verhalten unerklärlich. Sind doch in jedem besetzten Dorf in französischer Sprache abgefaßte deutliche Plakate angebracht, die Strafe für Franktireurvergehen verkündend. Wie mag da von Frankreich geheßt worden sein. Auf dem Weitermarsch fiel uns eine ganze belgische Division in die Hände. Nach kurzer Be-

schießung auf das Städtchen, das die Hauptmacht barg, erschien gegen Abend die weiße Flagge zum Zeichen der Kapitulation. Unsere Kompagnie wird heruntergeschickt. Die belgischen Soldaten werfen die Waffen weg und heben die Hände hoch. Die siebentausend Gefangenen werden sofort von unserer Kompagnie abtransportiert, nach Deutschland zu. Sie sind alle voll Schrecken vor der deutschen Artillerie. Ich blieb mit meinem Zug im Dorf, um im Lauf der nächsten Tage Munition, Waffen und die reiche Bagage dieser Division zu ordnen. Langsam gewöhnen sich die verschüchterten Bewohner an uns und kommen aus ihren Kellern zum Vorschein. Sie sind sichtlich erfreut und überrascht, daß wir jede Kleinigkeit bar bezahlen. Nach und nach erzählen sie immer zutraulicher und gestehen, daß sie froh sein können über den Einzug der Deutschen. Die Belgier hätten vierzehn Tage lang alles gekauft, ohne zu bezahlen, und die Franzosen hätten kurzweg gemaußt, wo sie etwas fanden. „Ah les voleurs, les misérables“, jammerten sie. Wir wurden die besten Freunde, und sie taten, was sie konnten, für unsere Truppen. Nebenbei gesagt hatte dieses Städtchen siebzehnhundert Einwohner und siebenundsechzig Kaffeehäuser!

Dann ging es im Eilmarsch durch Belgien über die französische Grenze in der Richtung auf Paris. Noch mancher Lümmerhaufen zeugte von der blinden Verfolgung der belgischen Zivilisation. Es begannen die ersten schweren Kämpfe in gut befestigten Dörfern und Städten. Mancher meiner lieben Kameraden ist da auf dem Felde der Ehre geblieben. Sie schießen nicht schlecht, diese buntge-

kleideten Franzosen, aber wir schießen besser. Im Anfang wurden leider viele der Unstigen weggeknallt, als wir noch nicht wußten, daß die dreckigen Zuaven und Turkos mit Vorliebe auf den Bäumen sitzen und aus dem dichten Laube auf uns schießen. Jetzt unterziehen wir solche Baumreihen stets einer eingehenden Revision, und mancher dieser verfluchten Kerls hat einen bösen Purzelbaum aus Baumeshöhe getan, wenn aus unseren Gewehren die kleinen Rauchwölkchen pufften. So sind wir hierher geeilt, tagsüber marschierend und kämpfend, nachts meist in Bivaks, je nach dem Wetter und dem Nachkommen der Feldküche und Post weiter nach oben oder unten auf der Stimmungsleiter. Ab und zu mal hat man das Glück, ein feines Quartier zu beziehen, ein französisches Weißbrot zu erschwingen, wie es unser biederer Bäckermeister daheim in seinem Leben noch nicht fertigbrachte, und einige andere Genüsse. Ja, es kam schon zu einem feuchtfröhlichen Sektgelage. Ihr wißt ja, ich bin von jeher ein Schlemmer gewesen. Da erinnert einen nur noch der Kanonendonner daran, daß wir im Krieg sind, mitten in Feindesland. Solche Festtage, Ihr könnt es mir glauben, sind Seltenheiten, die im Tagebuch besonders umrandert werden, denn kurz darauf heißt es stets wieder: „Lornister packen, Zeltbahn aufschnallen, antreten, vorwärts Marsch.“ Wie auch jetzt wieder. Nun kriege ich sicher den Schreibkrampf und muß doch eine feste, sichere Hand bewahren. Ihr müßt Euch wieder lange Zeit mit Karten begnügen. In der Kürze liegt die Würze. Euer Sohn und Bruder Balt.“

Heinz findet täglich Zeit, lange Briefe zu schreiben. Alles

erleben wir mit, was er erlebt. Erst war das Regiment noch einige Tage in Reserve, in selbstgebauten Erdhütten:

„Diese sind mit gefällten Baumstämmen überdeckt, darüber wird Laubwerk und Äste gelegt, Stroh, und dann eine dicke Schicht Grasstücke. Das Innere dieser Paläste ist völlig mit Stroh ausgelegt, und es ist ganz hübsch warm und gemütlich darin. Natürlich ist der Raum so niedrig, daß man nur hineinkriechen und auf den Knien hocken kann.“

Beim Lesen dieser Zeilen dachte ich schon mit Jammer an meinen Ältesten, seit er aber vorn im Schützengraben liegt, ist meine Ruhe dahin, und doch bin ich ihm so dankbar für seine Mitteilungen. Ich bin mir voll bewußt, daß er nun ständig in Lebensgefahr schwebt. Mehrmals ist er ja auch nur wie durch ein Wunder unverseht geblieben. Er liegt gar nicht weit von Balt und hofft, ihn einmal zu treffen. Mehr noch aber hofft er, bald aus der Untätigkeit und Ungewißheit herauszukommen, vorwärts. Die momentane Art des Krieges haben sie alle gründlich satt. Das Stilliegen und das Ausharren bedrückt den frischen Mut. Dazu leiden sie unter der Langsamkeit der Feldpost. Fast vierzehn Tage braucht ein Brief oder eine Sendung noch. Das wird ja mit der Zeit wohl immer besser werden. Auch lange Regentage und Nächte sind nicht dazu angetan, die Stimmung der armen Feldgrauen zu heben. Und doch ist Heinz stets schnell wieder oben auf. Wenn die Regimentsmusik spielt, oder ein erhebender Feldgottesdienst stattfindet, wenn er im weißen Mondschein Patrouillen revidiert, im dämmernden Morgen einsam

dahinschreitet, das sind für seine Künstlerseele Genußstunden. Dinge, die andere unberührt lassen, erzählt er uns so, wie er sie empfunden hat: „Ein Zaubermärchen erlebten wir gestern. Da sehr viel französische Flieger über unsere Stellungen wegfliegen, kam der Befehl, entweder unsere Hütten weiter hinten im Wald neu zu bauen, oder durch gefällte Bäume der Sicht zu entziehen. Das letztere war für uns einfacher. Alle Kompagnien des Bataillons rückten mit Ärten in den Wald. Eine Stunde lang frachte es darin, daß der französischen Forstverwaltung das Herz geblutet hätte, wäre sie dabei gewesen. Dann wurden eifrig die zwei bis drei Meter hohen Kiefern aus dem Walde herangeschafft und vor und hinter unsre Hütten eingegraben. So vollzog sich innerhalb weniger Stunden das Wunder, daß wir auf einmal im Wald wohnen, ohne fortgewandert zu sein.“

12. Oktober.

Ich sah es ja Edith gleich an, daß etwas vorgefallen war, als ich gestern von einem Ausgang zurückkehrte, trotzdem sie mit gemachter Unbefangenheit sagte: „Es ist Feldpost gekommen, Mutter.“ Und auf mein Drängen: „Wo denn? Von wem?“ suchte sie noch so tapfer nach Fassung und erwiderte: „Erschrick nur nicht. Es ist ein Paketchen an Balt zurückgekommen . . . er ist . . . ganz leicht verwundet.“ Da konnte sie vor Schluchzen nicht weiter.

„Leicht verwundet?“ stammelte ich und drehte das Paketchen um und um. „Wo steht denn das? Ich lese nur:

Adressat im Lazarett Couvin." Lieber Gott! Was mag mit dem Leuten sein! Ich neige zum Pessimismus, und doch hoffe ich mit aller Kraft der Seele, daß es nicht allzu schlimm sein möge. Ein Telegramm ist unterwegs und Briefe an den armen Balt selbst und an Heinz, der vielleicht zuerst etwas erfahren kann. Können die Sorgen noch schwerer kommen als jetzt? Heinz hat bei Aubérive ein schweres Gefecht mitgemacht. Eine Granate platzte dicht neben ihm in eine Gruppe Jäger, von denen mehrere sofort getötet wurden. Ebenso gut konnte Heinz darunter sein. Und Balt im Lazarett! Vielleicht schwer leidend. Mache mich stark, lieber Gott!

15. Oktober.

Wäre es ein Irrtum gewesen? Jeder Tag brachte uns jetzt plötzlich guten Bericht von Balt. Und doch mußte ihm gerade damals, dem Datum nach, etwas zugestoßen sein. Wie lange dauert es mit dem Rücktelegramm!

16. Oktober.

Gottlob, es war eine Verwechslung! Ein Namensvetter unseres Sohnes liegt in Couvin. Edith hat dem Unbekannten gleich aus Freude, Dankbarkeit und Mitleid ein Feldpostpaketchen geschickt. Auch ich habe mein Dankesopfer in die Sammelbüchse gelegt, aber es ist ein banges Gefühl in mir geblieben. Ich war sorgloser bis jetzt. Nachts flieht der Schlaf von mir. Ein Gedicht, das ich heute in der Zeitung las, hat mich auch merkwürdig ergriffen. Mit Gewalt mußte ich dabei den Gedanken an Heinz ver-

scheuchen. Die Verse fand man in der Tasche eines Gefallenen. Er hat seinen Tod zweimal erlitten:

Der sterbende Soldat.

Die Kugel traf.
Mich ruft der Tod,
Und alles tritt zurück.
Jetzt end' ich meinen Lebenslauf
Und all mein Lebensglück.
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der blieb so gern allhier.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Die Wunde brennt,
Das Auge bricht.
Schon schwindelt's um mich her.
So früh schon schickt man mich in's Feld,
Jetzt lieg' ich sterbend hier.
Ade, ade, du Sonnenlicht,
Dich schau' ich nimmermehr.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Freund, wenn du heimkehrst,
Grüß' mein Lieb,
Sag', daß ich sterben muß',
Sag', daß ich treu sie hab' geliebt,
Treu bis zum Tod ins Grab.

Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der blieb so gern allhier.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Sag': „Wo ich ihre Locke trug,
Traf mich das kalte Blei.
Der Schuß, der durch die Locke ging,
Riß mir das Herz entzwei.“
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der blieb so gern allhier,
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.

Daß ich nur immer Heinzens sonore Stimme höre, wie sie den Schlußvers spricht. Durch seine letzten Berichte geht ein matter Ton. Wahrscheinlich haben die Anstrengungen und Entbehrungen auch seinem kräftigen Körper zugesetzt. Dazu sind die Soldaten unruhig und besorgt geworden durch den nun schon wochenlangen Stillstand der Operationen in der Champagne. Heinz schreibt: „Ein Winterfeldzug wäre etwas Schreckliches. Schon jetzt ist man nach den Nächten in den Erdhütten stets ganz steif gefroren. Wenn Ihr in Euren warmen, weichen Betten liegt, dann dankt Gott für diese Wohltat! Ich möchte Günter wünschen, daß der Krieg zu Ende geht, ehe er ins Feld kommt.“

Mit derselben Post schreibt Balt: „Gut, daß der Krieg im Sommer ausbrach, so lebt man sich nach und nach

in die Härten des Winters hinein, denn soweit ich es von hier aus beurteilen kann, liebe Leute, heißt es sich mit Geduld wappnen. Der Feind, der unsere zu hastig vorgestoßenen Armeen bei Châlons stark geschwächt und zum Rückzug gezwungen hat, ist hier zum Stillstand gedrängt worden. In befestigten Stellungen liegt man sich gegenüber. Keinen Schritt weiter, Herr Franzmann, sondern kehrtgemacht, und wir hinterdrein. Gott sei Dank, daß ich nicht derjenige bin, der ins Lazarett kam. Ich lebe mich täglich besser in das Kriegerdasein ein."

18. Oktober.

Es überlief uns doch alle mit eisiger Gänsehaut, als heute die Frühpost diesen Stoß schwarzgeränderter Briefe brachte, alle aus B., dem Wirkungskreis unseres Heinz. Kondolationen aus tief mittrauernden Herzen zum Heldentod unseres Ältesten! Wie ist das nur möglich gewesen? Wir erzwangen uns ein mühsames Lächeln: Uebermals eine Verwechslung, das war sonnenklar, denn wir hatten ja Nachrichten von Heinz, die späteren Datums waren als der wunderschöne Nachruf in der uns mit den Trauerbriefen übersandten Zeitung:

„Tiefe Trauer wird sich aller unserer Theaterbesucher bemächtigen, wenn sie hören, daß unser vorjähriger, prächtiger und verehrter jugendlicher Liebhaber und Heldendarsteller sein Leben als Leutnant der Reserve für sein Vaterland hat hingeben müssen. Mit leuchtenden Augen ist dieser heißempfindende Jüngling sicher in den Tod gegangen, im vollen Bewußtsein, sein edles Blut für des Vaterlandes

Größe und Herrlichkeit hinzugeben. Die gleiche zusammengefaßte Kraft, die von keiner Feindeshand überwunden worden wäre, sondern welche zu fällen dem tödlichen Blei allein vorbehalten war, zeichnete den jungen Künstler auch in seinem Beruf aus. Ein Stamm im Aufblühen war er, der so manche schöne Hoffnung erfüllt hätte. Und wie das Heer durch seinen Heldentod um einen kampfesfrohen, tapferen Offizier, so ist die deutsche Bühne um einen feurigen, vielversprechenden jugendlichen Helden ärmer geworden.“

Edith bestand darauf, dem Bruder den Nachruf ins Feld zu schicken. Möge er ihn heil und munter erreichen, dann wird es sein Herz erfreuen. Schöner und wahrer könnte er nicht verfaßt sein. Ben neckte mich gutmütig ermunternd: „Frauen müssen immer weinen. Lotgesagte leben lange, also können wir lachen, Mutter.“

Drei liebe Kameraden von Heinz sind schon gefallen. Die Todesanzeigen mehren sich erschreckend in der Zeitung, und in den Straßen mehren sich die verwundeten Feldgrauen. An Krücken, den Arm in der Binde, mit Kopfverband. Jedem einzelnen möchte man voll innigen Dankes die Hand drücken im Vorbeigehen. Aber könnte man ihnen nur die Unverständigen, die ohne Herzenstakt, fernhalten. Wie die Frau in kostbarem Pelz, die mit ihrem Kind vor der Haltestelle der Elektrischen stehenblieb und voll Mitleid sagte, so laut, daß es der arme Verwundete hören mußte: „Ach der Ärmste! Ach, wir wollen doch warten und sehen, wie der in den Wagen hereinkommt.“ Der kostbarste Pelz wird nie imstande sein, zu verbergen, was dieser Frau fehlt.

22. Oktober.

Heinz schrieb von der Fahrt „ins Unbekannte“. Er denkt, entweder zum Küstenschutz nach Dünkirchen—Calais oder nach Lille—Arras. Wie sehr mein Mann erschraf darüber! Und ruhelos ist er geworden. Und doch, wie jubelnd klingt der Brief. Fort aus dem tatenlosen Leben, aus dem trüben Einerlei der grauen, regnerischen Lage, der dunklen, unruhvollen Nächte. Die erste Karte aus St. Martin war von Balt mit unterschrieben. Welche Freude für die Brüder und für uns. Ein Zufall hatte sie zusammengeführt, doch wäre der Jüngere am Älteren vorbeigegangen, ohne ihn zu erkennen, hätte dieser ihn nicht plötzlich angerufen. Balt schreibt: „Nur die Augen waren die unseres Heinz, der dunkle Vollbart, der gestrüppartig sein langes, mager gewordenes Gesicht einrahmte, war mir fremd.“ Sie hatten eine knappe Stunde zusammen und schreiben beide beglückt darüber. Mir scheint, daß Balt ernst und bewegt zurückblieb. Und seither schreibt er täglich und ausführlicher als sonst, auch inniger. Er tröstet mich, die nun bald um vier Söhne bangen werde, denn Günter würde wohl auch nächstens daran sein. Er gedenkt unseres fernen Horst, der sicher über dem weiten Meer seine Pflicht fürs Vaterland tue wie die Brüder.

Heinz schreibt Briefe und Karten wie von der Ausfahrt. Er genießt wieder alles wie damals, Dinge, die andere kaum beachten, nimmt er tief in sich auf. Es geht ihm wieder glänzend. Die lange Bahnfahrt auf bequemen Polsterstühlen tat ihm gut. Die prächtigen, flachen Herbstgegenden, die sie durchrollten, begeisterten ihn. Die Fahrt

ging langsam, auf großen Umwegen, nach Lille. Es sei herrlich, was man alles erleben dürfe. Englische und indische Truppen werden ihre Gegner sein. Schon grüße ferner Kanonendonner entgegen. Auf einer Karte aus Orchies steht geschrieben: „Der Ort wurde total verbrannt, weil hier zwanzig deutsche Verwundete von elenden Franktireurs verstümmelt wurden. Wir haben alle das Schwert fester und grimmiger in die Hand genommen.“ Vor Lille kam ihnen ein langer Zug mit Verwundeten entgegen. Heinz rief sie an: „Wie steht es vorn?“ Die Antwort, froh, ermutigend: „Gut, gut. Immer feste druff, Kameraden.“

Heinz schreibt, er würde nun wohl seltener und nur kurz zum Schreiben kommen, wir sollten uns also nicht um ihn sorgen.

30. Oktober.

Günter ist bereit zum Abmarsch. Es kann jede Stunde sein. Wie strahlten seine braunen Augen, als er es uns verkündete: „Es geht nach Rußland, es muß doch auch einer von uns im Osten stehen.“ Wäre nur der Abschied schon vorüber! Und doch, jede Minute erscheint mir noch so unendlich kostbar, da wir unsern Kriegsfreiwilligen bei uns haben dürfen. Dazwischen sind meine Gedanken immer bei Heinz. Er steht ja in schwersten Kämpfen, aber immer findet er wieder einen Augenblick, sich uns mitzuteilen. Oft klingt es matt, und man fühlt, daß er erschöpft zum Bleistift griff. Dann folgt gleich wieder eine Nachricht voll Siegesgewißheit und frohen Mutes. Ihre Wut gegen

die Engländer ist unbeschreiblich. Wird es die Welt jemals vergessen und verzeihen können, was sich diese kalten Egoisten auf ihr Gewissen geladen haben? D. h. sie besitzen ja kein Gewissen. Wann werden es ihre Verbündeten einsehen?

1. November.

Trauer, nebliger Morgen. Kein goldener Sonnenschein euchtete über den langen Militärzug, der in der Morgenfrühe die Schar unserer Feldgrauen wegtrug. Ich werde heute das Gefühl nicht los, als verhülle die Sonne ihr Angesicht in Trauerwolken. Das kommt von der bangen, schlaflosen Nacht. Immer hörte ich die Worte aus Heinzens Brief: „Wenn Ihr in Euren warmen, weichen Betten liegt.“ Schwer und dumpf liegt es auf mir. Aber mein Günter nickte mir noch so lieb zu, mitleidsvoll umfaßten mich die treuen braunen Augen, als der Zug sich in Bewegung setzte: „Mußt halt nun auch ein tapferes Heldenmüttchen sein“, redete er mir leise zu. Gott beschütze ihn. Ihn und die Brüder. Ob ich nur Heinz mehr als die anderen liebe? Vielleicht weil ich ihn schon vor den andern liebte? Meine Gedanken kommen nicht weg von ihm, seit gestern, sie fliegen vom Westen nach dem fernen Osten, unserm jungen Günter nach.

Nun ist auch er fürs Vaterland zur Front gegangen,
Der liebe Junge, nun sind es ihrer drei.
Noch seh' ich seine braunen Augen flammen,
Sie sprachen: „Seht, jetzt bin ich auch dabei.“

Mit Stolz schritt er in Feldgrau heut einher
Mit Blumenichmuck an Helm, an Brust und an Gewehr.
So ganz die deutsche Jünglingsart,
Wo die Begeisterung sich mit Latkraft paart.
So zieht denn hin, in ferne, ferne Weiten.
Gott sei mit euch, er stehe euch zur Seiten.

B. G.

2. November.

Wie unendlich lange brauchen die Feldpostbriefe noch, um an ihr Ziel zu gelangen. Der heutige von Heinz ist neun Tage alt. Was mag er unterdessen wieder Furchtbares erlebt haben? Und er selbst sehnt sich nach Nachrichten von zu Haus, die seit so langer Zeit gänzlich fehlten. Und doch schreiben und schicken wir täglich unsern drei Jungen Briefe und Paketchen hinaus. Edith und Ben haben eine wahre Fertigkeit erreicht im Verpacken und Verschnüren. Armer, ferner Horst, durch Meere und Welten von uns getrennt! Für dich können wir nichts tun. Nehme Gott sich deiner gnädig an!

3. November

Bis jetzt brachte jede Post eine kurze Kartennachricht von Günter. Aus Dresden, Görlitz, Breslau. Nun ist eine Pause eingetreten, und vielleicht müssen wir lange warten. Sie werden auf dem Vormarsch sein.

Es gab beinahe eine Familienszene bei uns. Ben rückte mit Vorschlägen heraus zu der üblichen Doppelfeier meines und Heinzens Geburtstages, die nur wenige Tage auseinanderliegen und, solange Heinz zu Hause war, stets zusammen

begangen wurden. Nur so ein junger Windhund kann jetzt an Freudenfeste denken, jetzt, da unser teurer Ältester in so schweren Kämpfen steht. Trotzdem schreibt er uns, oft sogar sind es lange Berichte. Wir müssen Freud' und Leid mit ihm teilen, und wie tun wir es! Zwischen den furchtbaren Strapazen erfrischt sich sein sonniges Gemüt an kleinen Lichtblicken. So war ihm der Empfang seines Nachrufes eine jubelnde Freude. Er hat an die betreffende Zeitung einen Brief geschickt mit der Bitte um Abdruck, und mir wiederholt er, was Ben aussprach: „Totgesagte haben langes Leben, also man keine Bange nicht.“ Seit der Ankunft in Lille ist er mitten im Schwersten drinnen:

„Ereignisvolle Tage liegen hinter mir. Mitten in der Nacht wurden wir auf dem großen, schönen Bahnhof ausgeladen. Eisenbahnkompagnien waren bei greller Beleuchtung damit beschäftigt, die teiltweise zerstörten Geleise wieder aufzubauen. Lille ist von deutscher Artillerie mit gutem Erfolg beschossen worden. Ganze Häuserviertel bilden wüste Trümmerhaufen. Monumentale Geschäftsbauten sind total zerschossen. Es glimmt noch in den Trümmern, es roch scheußlich nach Brand und Verwesung. Wir marschierten quer durch die große, totenstille Stadt. Nach Eintritt der Dunkelheit darf sich kein Einwohner mehr auf der Straße zeigen. Gegen Morgen gab es eine Kaskade im Dorje Perenchies, das schon überfüllt von Truppen war. Im Hofe eines Bauerngutes schliefen wir in die Mäntel gehüllt, bis die Feldküche kam. Dann ging's weiter. Als Reserve standen wir, bis der allgemeine Angriff auf die

Engländer losgehen sollte. Vor uns lag, 200 Meter den englischen Gräben gegenüber, ein anderes Regiment. Als Punkt 10 Uhr unsere Artillerie schwieg, ging dieses zum Angriff vor, aber sofort brach ein so mörderisches Feuer der englischen Infanterie los, daß eine Anzahl der Unserigen fiel. Der Angriff stockte etwas. Ich erhielt den Befehl, mit meinem Zug zur Unterstützung vorzugehen. Raum hatte ich in Deckung auschwärmen lassen und war vorgegangen, als wir Infanteriefeuer erhielten. Die Geschosse piffen mit infamem Gausen um unsre Ohren. Nun galt es, sprungweise vor und jede Deckung im Gelände ausnützen. O diese verdammten schweren Tornister! Keuchend laufen wir hundert bis hundertfünfzig Meter zur nächsten Deckung vor, dann wirft sich alles wie tot hin. Ich kam dicht neben einen toten, durch den Kopf geschossenen Engländer zu liegen, ein hübsches junges Kerlchen, das ganz friedlich da lag. Plötzlich krachen Schrapnells über uns, und die Kugeln spritzen nur so um uns herum. Nur vorwärts, vorwärts, damit wir aus dem Streubereich herauskommen. Und während wir mit Aufbietung aller Kräfte laufen, kracht und pfeift und zischt es um uns. Drei Verwundete hatte ich in meinem Zug, die einfach bis zum Abend in einer Deckung liegen bleiben mußten, bis die Krankenträger herankommen konnten. So legten wir diese furchtbare, achthundert Meter lange Strecke zurück, sprungweise über Scharen von toten Engländern hinweg, hinwerfen, wieder vorwärts, bis wir selbst, ziemlich erschöpft, am Graben anlangten und hinein sprangen. Völlig durchnäßt von Schweiß lagen wir in den engen, feuchten

Verschanzungen, bis die Dunkelheit nahte und ich meinen Zug zur Kompanie zurückführte. In der Nacht schliefen wir in einem Bauerngut, tief und bleiern. Heute bauen wir Gräben aus. Auch hier wird wohl der Angriff nicht so leicht vorwärtsgen. Die Engländer verteidigen sich hartnäckig, und ihre Infanterie schießt brillant, ganz im Gegensatz zum Franzosen in der Champagne. Vor wenigen Tagen haben hier mörderische Gemetzel stattgefunden. Mit Kolben und Ärten wurde gegenseitig gekämpft. Oft sieht man schreckliche Dinge und fühlt sich herabgestimmt. Gebe Gott, daß bald Schluß wird. Jeder spürt die Friedenssehnsucht in sich wachsen. Und so lange keine Post aus der Heimat. Das ist bitter. Ich empfinde das Fehlen jeglicher Nachricht schmerzlich, zumal ich weiß, daß Ihr Lieben vieles für mich unterwegs habt. Ich denke mit Liebe und Sehnsucht an Euch. —“

5. November.

Drei liebe Karten und Briefe trafen merkwürdigerweise pünktlich zu meinem Geburtstag ein. Von meinen hier Weilenden verbat ich mir energisch jegliche Feier. Nächstes Jahr, so Gott will. Aber die lieben Worte meiner Feldgrauen erfreuen mein Herz, und ich weiß, daß auch Horst der Mutter gedenkt, wenn er am Leben erhalten blieb. Ich hoffe es bestimmt, aber es wird noch lange Geduld und Ausdauer brauchen, bis wir miteinander verbunden sein können.

Heinz hat freudige oder trübe Stimmungen, je nach der Lage, in der sie sich befinden. Er schreibt von ent-

ieselich öden, langsamen Stunden tödlicher Langerweile im engen, dumpfen Graben, in hockender Stellung, bis die Ablösung kommt. Dann erfreut ihn wieder im Bauerngehöft ein weißgedeckter Abendbrottisch, mit Blumen geschmückt, denn der Besitzer ist mit seiner hübschen Tochter zurückgekehrt und freudig erstaunt über das ritterliche Benehmen der deutschen Offiziere. Dann hat ihn endlich unsere Post erreicht. Nun sind sie wieder weiter vorgeückt über Le Quesnoy, nach einem kalten, regenfeuchten Nachtmarsch. Aber gleich erhebt ihn wieder die Morgendämmerung: „Der Wind rauschte durch die Weiden, Spätherbststimmung, die ich stets besonders genieße, ich Novemberkind.“ Dieser Brief reiste schneller als die früheren. Er ist vom 30. Oktober datiert.

Edith ruft mich zu Tisch: „Vater kommt, und er bringt trotz deines Verbotes einen herrlichen Blumenstrauß mit.“

5. November. Spät abends.

Du hast dich für Zeit meines Lebens fest in meine Erinnerung gegraben. Ja, Vater brachte einen herrlichen Blumenstrauß mit, aber ich sah nur sein düsteres, gequältes Gesicht, und ehe er sprach, fühlte ich schwere Schatten auf mich zukriechen.

„Ja, das ist nun so, unser Heinz ist verwundet“, sagte er dann ruhig. „Schwer?“ Ich glaube, die Frage blieb mir in der Kehle stecken, aber er las sie wohl in meinen Augen und nickte:

„Kopfschuß. Sein Kamerad Hammer hat mich soeben im Büro angerufen. Er ist leichtverletzt im Waldlazarett.

Nun seien Verwundete eingeliefert worden, direkt aus Flandern, und ein Unteroffizier aus der Kompagnie von Heinz habe ihm die Sache erzählt."

Eine Stunde später war ich im Lazarett mit meinem Mann und Edith. Aber ich habe nichts weiter erfahren können. Hammer sagt, der Unteroffizier liege bei den Schwerverwundeten und könne noch keine Besuche empfangen. „Hat er Ihnen nichts weiter erzählt?“ fragte ich, und suchte seinen Blick, aber er wich dem meinen aus und versicherte: „Nein, gnädige Frau, nur daß Heinz schwerverwundet sei.“ Edith rief plötzlich in ausbrechender Freude: „Aber dann wird er doch gewiß auch hierher transportiert, denken Sie nicht?“ Wie eifrig er die Frage aufgriff: „Gewiß, das ist sehr leicht möglich, das kann jeden Tag sein.“

Warum ist es denn nicht schon geschehen? dachte ich. Und noch einmal bat ich darum, nur einen Augenblick den Unteroffizier sprechen zu dürfen. Hammer ging zu ihm hinein, kam aber nach einer Weile wieder unverrichteter Sache zurück. „Heute sei es nicht möglich, der Mann sei zu erschöpft.“ Ich hatte den Blumenstrauß mitgenommen und teilte ihn in zwei Hälften. Eine für Hammer, der einen Streifschuß am Unterarm hat, die andere für den Unbekannten, der mich nicht sehen will. Denn er versteckt sich vor mir. Warum? Warum?

Morgen fahre ich wieder ins Waldlazarett, jeden Tag, bis ich Gewißheit habe, werde ich hinfahren. Aber ich will mich ja nur noch selbst täuschen. Ich weiß es — ich wußte es ja gleich, als mein Mann mit den Geburtstagsblumen kam — Heinz ist gefallen. —

6. November.

Mein armer Mann will es nicht glauben. Er klammert sich an Strohhalme. Ich mußte wirklich werben um den Unglücksboten, den Unteroffizier. Schickte ihm Zigarren, Kuchen und eine Bittschrift hinein: ich wollte ihn nicht ermüden, nur eine Frage an ihn stellen. Hammer vermittelte. Dann ging plötzlich die Tür auf, ich wurde nicht an das Bett eines Schwerverwundeten gerufen, er trat selbst heraus, halb trotzig, finster, scheu. Er hatte nur den Arm in der Schlinge. Ich zwang mich dazu, ihm herzlich entgegenzugehen, obgleich es sich wie Blei in meine Glieder senkte, und ich fragte nach seinem Befinden, fragte, wann er verwundet wurde, und fragte dann mit versagender Stimme, was er von meinem Sohn wisse.

„Ja, der Herr Leutnant ist schwerverwundet worden in der bösen Sturmnacht zum 1. November.“

„Sagen Sie mir doch alles, was Sie wissen“, bat ich. „Blieb er denn hilflos liegen? Wo ist er denn?“ Wie fremd kam mir meine eigene Stimme vor.

„Der Herr Leutnant stürmte allen voran. ‚Der Graben muß genommen werden,‘ hat er uns noch zugerufen. Plötzlich brach der Mond durch die dunklen Wolken, und wir wurden ins Helle gestellt. Da ging das Geknatter der Maschinengewehre los. Viele blieben liegen. Wir stürmten vor. Da sah ich, daß auch der Herr Leutnant wankte, aber wir mußten weiter, hatten ja seinen Befehl, und der Graben ward unser. Ich selbst bekam dabei den Schuß durch die Hand und hörte im Feldlazarett, daß der Herr Leutnant . . .“ Er stockte, und ich bat wieder: „Sagen

Sie mir alles." Aber fast trotzig erwiderte er: „Man wird Ihnen ja Nachricht geben, wo sie ihn hinbrachten, es ist erst sechs Tage her. Wär' besser gewesen, ich hätte nicht den Freund des Herrn Leutnant im Lazarett getroffen. So haben Sie nun die Angst und Sorge." Dann taten ihm die Worte offenbar leid, und er sagte mit gesenktem Kopf: „Der Herr Leutnant hatte noch eine Stunde, bevor wir zum Sturm vorgingen, geschrieben. Tagebuch und Briefe. Vormittags hatten wir ein Weinlager entdeckt, da war er noch so fröhlich und sagte zu mir, ich sollte ihm so einen stärkenden Tropfen auf abends zurücklegen. Nachher fragte er mich, aus aller Munterkeit heraus, ganz plötzlich: „Sagen Sie mal, Müller, geben Sie was auf Ahnungen? Ich habe zum erstenmal das Gefühl, als ob mir heute etwas zustogen könnte." Gleich darauf lachte er wieder — sein Lachen hat uns stets alle angesteckt — und rief den Mannschaften zu: „Ihr könntet lachen, wenn's so wäre, denn die Unmenge feiner Dinge, die mir gestern die Post brachte, wäre euer. Aber daß es gerecht verteilt wird, verstanden?" Ich sah, wie Hammer sich abwandte. Er hatte Tränen in den Augen. Ich dankte dem Unteroffizier, aber ich fand nur mühsam Worte, und er wehrte ab, wie gequält.

Als ich mit Hammer dem Ausgang zuschritt, kam gerade unsre Straßenbahn. Ich drehte mich nach Edith um, sah, wie sie nochmals von Müller angerufen und eingeholt wurde, sah, wie er zu ihr sprach, wie sie zusammenfuhr. . .

Ach, diese traurige Rückfahrt. Wie fassungslos das

arme Kind schluchzte, unbekümmert um die vielen mitleidigen und neugierigen Blicke ringsum. „Heinz ist gefallen . . . er war sofort tot.“

Ich hielt ihre Hand. „Ich wußte es“, sagte ich. „Als Vater gestern mit der ersten Nachricht kam, wußte ich es.“ —

10. November.

Heute wäre Heinz fünfundzwanzig Jahre alt. Er war schon als Junge stolz darauf, seinen Geburtstag gemeinsam mit Luther und seinem geliebten Schiller zu haben, und sagte einmal, er möchte der Dritte in diesem hohen Bunde werden.

Herzweh! Wie habe ich die Bedeutung dieses Wortes kennen gelernt. Täglich kamen noch Briefe von Heinz. Der heutige wird sein letzter bleiben:

„Liebste Eltern und Geschwister!

Hätte ich Zeit, Euch zu berichten, was ich erlebe. Ich könnte und möchte Bände füllen. Ich schreibe an Bord S. M. S. Maurici, in Deûlemont sur Deûle. Der Ort liegt an einem Kanal, auf dem sich eine Menge richtiger ‚Spreetähne‘ befinden, und da alle Quartiere überfüllt waren, nahmen wir kurz entschlossen je eine Kompagnie einen Kahn zum Nachtquartier. Ich ließ drei Laufbrücken vom Ufer zum Schiff bauen. Ein großer Strohseim war in fünf Minuten vom Erdboden verschwunden, der leere Laderaum dafür mit zahllosen Strohbinden ausgefüllt. Da schließ nun die Kompagnie

herrlich und warm, ich ganz allein in der kleinen Achterkabine, in einer Koje, auf Strohmattlage, wunderbar. Vorläufig bleiben wir hier, in und am Kahn, und nach den schweren Tagen und Nächten, die hinter mir liegen, führe ich ein Leben wie der liebe Gott in Frankreich. Ein Ofen ist in der Kabine, neben unserm Schiff eins mit Kohlen beladen: Bursche her! Kohlen fassen, Wasser holen, Feuer machen. Kochtopf, Gläser, Teller sind vorhanden. Der brave Kapitän hat gut vorgesorgt. Ich schwelge. Erst wieder mal nach langer, schmerzlich langer Zeit gründliche Wäsche. Hochgenuß! Dann brachte mir gestern die Post eine Unmenge köstlicher Liebesgaben, von Euch, von Bekannten. Tausend Dank. Ich bin auf viele Tage mit Dringendem und mit Luxus versehen. Die ganze flache Landschaft mit dem Kanal, den Schleusen, den Spreekähnen, den niedrigen, rotgedeckten Häusern, den auf den Uferwiesen weidenden Kühen macht einen stark niederländischen Eindruck. Ich fühle mich heute riesig wohl und wohl zum erstenmal, seit ich im Felde stehe, intensiv künstlerisch angeregt. Mein Organ klingt, ich möchte laut herausprechen, rezitiere fortwährend in meiner kleinen Koje leise Hamlet und Prinz von Homburg. Nebenan im Laderaum singen die Leute, lachen und scherzen. Wenige Kilometer weiter liegen die Kameraden in Schützengräben, liegen Verwundete, Tote. Gestern ist Hauptmann R. gefallen. Das geht mir furchtbar nahe. Es ist sehr schwer gegen die englische Infanterie vorzukommen. Sie schießt gut und verteidigt sich hartnäckig. Ein Drachenballon von uns steht hoch in der Luft. Vorhin schoß englische

Artillerie mit Granaten nach ihm. Ab und zu schießt die Motorbatterie, dann zittert das ganze Schiff. — Liebe Eltern, vielleicht komme ich in nächster Zeit nicht gleich zu längerem Schreiben. Man kann ja nicht wissen, was die nächsten Tage bringen, ja sogar die nächsten Stunden. Wir liegen hier als Divisionsreserve und können jeden Augenblick verwendet werden. Ich hoffe weiter auf mein Glück. Jedenfalls, was jetzt geschehen mag, es hilft mit zu unserm deutschen Sieg. Also lebt wohl, es geht mir glänzend, und Ihr Lieben daheim habt viel dazu beigetragen. Euer Heinz.“

In bester Stimmung ist er also in den letzten Kampf gegangen. Wie es in seinem vorzeitigen Nachruf stand. Im Bewußtsein: es hilft zum Sieg fürs Vaterland. Mutterherz, sei stark, sei stolz und ergeben!

Mein armer Mann klammert sich immer noch an eine letzte Hoffnung. Das Regiment hat uns zwar den Heldentod des tapferen Leutnants angezeigt, doch noch nichts über das Bergen und Begraben, und so hält er sich an die vielen vorgekommenen Irrtümer. Verwundet in englischer Gefangenschaft z. B. Könnte der menschliche Wille Wunder schaffen, hier würde des Vaters Wille den Sohn zum Leben zurückrufen.

14. November.

Heute kam ein kleines Paket aus dem Felde, dessen Inhalt uns erschütterte. Die Erkennungsmarke, eine Achselklappe und das Tagebuch, mitten durchbohrt von einer Kugel. Also traf nicht nur das eine Geschloß. Und ein Ra-

merad schreibt: „Die Beerdigung konnte erst in der vierten Nacht an Ort und Stelle stattfinden. Leider sind vorher vier junge Kriegsfreiwillige bei dem Versuch, ihren geliebten Leutnant zu bergen, von den englischen Schurken niedergeschossen worden. Diese Getreuen liegen neben ihm begraben.“ Also in der Zone des Schweigens und Grauens hat unser Heinz sein schönes junges Leben ausgehaucht, zwischen den feindlichen Gräben, da, wo bei Tageshelle niemand sich zeigen darf. Ob er noch an die Mutter dachte? Ob er nach mir gerufen hat in Schmerz und Qual, als ich in jener Nacht immer an ihn denken mußte? In seinem Tagebuch fand ich als Zeitungsausschnitt jenes Gedicht, das auch ich aufbewahrt habe, und bei dessen Lesen ich die Stimme meines Heinz zu hören glaubte:

„Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheid' schwer von dir.“

Und eine blonde Locke lag dabei. Zweimal steht im Tagebuch geschrieben: „Brief erhalten von meinem blonden Lieb.“ Ich kenne dich nicht, die du um meinen Jungen mit mir weinen wirst, aber du mußt schön und gut sein, da er Gefallen an dir fand, und in Gedanken danke ich dir für jede Stunde des Glücks, die du ihm gabst. —

Nun muß ich zum Leben zurück. Ich bin es den anderen schuldig. Ich darf mich nicht in meinen Schmerz vergraben. Mein guter Mann und die Kinder locken und drängen mich, mit ihnen hinauszugehen unter Menschen, um auf andre Gedanken zu kommen. Das ist ja ebenso unmöglich wie zu Hause, wo ich still meine Arbeit verrichten kann. Draußen sieht man frohe, lachende Menschen.

Das tut weh. Alles tut weh, der Sonnenschein und die grauen Wolken. Auch die vielen Feldgrauen, die man trifft, und die ich prüfend im Vorbeigehen ansehen muß, nach dem Regimentsabzeichen forschend. Zuweilen erinnert mich ein Zug in einem Gesicht, die elastische Gangart oder eine Stimme an Heinz. Dann kann ich mich schwer beherrschen. Doch es muß nun sein. Ich will die Trauer in mein Herz versenken, da bleibt sie frisch und geht mit mir durchs fernere Leben. —

Günter schreibt, so oft es geht, aber die Feldpost nach dem Osten läßt noch viel zu wünschen übrig. Sie hatten endlose Märsche, bis sie das Regiment erreichten, und dann ging es gleich weiter über Czestochau. Das Klima sei schon empfindlich nördlicher, aber beim Marschieren und beim Ausheben von Schützengräben würde man schnell wieder warm. Kleine Leiden habe er auch schon kennen gelernt, nicht zum mindesten den Schmutz in den russischen Quartieren.

3. Dezember.

Wieder ist ein Abschied überwunden, aber ihm ging ein Wiedersehen voran, das uns alle in unsrer schweren Trauer unendlich beglückte. Dir, edlem, unbekanntem Arzt in Lublinitz, will ich nie vergessen, wie du es verstandest, während du arme, wunde Soldatenfüße pflegtest, zugleich heilenden Balsam in das wunde Herz einer Mutter zu träufeln! Wir wußten, daß Günters Regiment rasch in schwere Kämpfe geriet. Schwer und düster lagen die Novemberwolken über uns. Da kam ein Brief aus dem Lazarett in Lublinitz, mit

Günters Handschrift: „Lacht nicht über mich, und namentlich: verachtet mich nicht. Ich bin ja unglücklich genug, und zwar nicht wegen meiner schmerzenden Füße (das Fleisch liegt offen, der ganzen Sohle entlang); aber der Gedanke, daß die Kameraden draußen vor schweren Tagen stehen und ich sie gerade im Augenblick der beginnenden Gefahr verlassen mußte, ist mir peinigend. Es war überstürzt von mir, ich gestehe es jetzt, damals mit hinauszuziehen, denn schon Tage zuvor begann die Geschichte mit den dummen Füßen. Ich verheimlichte es, denn ich wollte mit den Kameraden hinaus und hoffte viel von der langen Bahnfahrt. Leider kam es schlimmer statt besser. Trotzdem schleppte ich mich vor, streckenweise auf einer Kanone fahrend, dann mich an eine Proze klammernd; und dann kam es doch dazu, daß ich trübselig an einem Wegrain saß, wartend, ob nicht was käme und mich mitnähme. Und es kam was ganz Feines. Ein Offizierswagen, der einen leichtverwundeten Oberleutnant zurückfuhr. Er rief mich an: ‚Landser, was treibst du dich denn da allein auf der Landstraße herum?‘ Ich klagte ihm mein Leid, und schon saß ich neben ihm im Wagen und gelobte mir: ‚Wenn ich Leutnant werde, dann will ich auch für meine Soldaten sorgen.‘ So nach und nach gelangte ich dann hierher in das Grenzstädtchen und humpelte bereits in dickverbundenen Füßen etwas umher. Vielleicht in zehn Tagen kann ich wieder zurück. Ich brenne darauf und rief den Kameraden nach: ‚Laßt mir auch noch was zu tun übrig.‘ Der Lazarettarzt ist ein Prachtmensch. Er neckt mich mit meinem Kriegsabitur. Ich hätte mich ja bloß um die Gra-

mina drücken wollen! Aber ich glaube, er interessiert sich für mich und die Brüder."

Daraufhin haben wir dann Günter die schmerzliche Nachricht mitgeteilt, daß der geliebte Bruder den frühen Helden Tod erleiden mußte. Einige Tage darauf kommt ein Telegramm und meldet Günters Kommen. Ja, ein Prachtmensch muß er sein, der Arzt, denn als er in den braunen Augen seines jungen fußkranken Kriegsfreiwilligen den grimmigen Schmerz über die Trauerbotschaft las, da polterte er hinaus: „Jetzt machen Sie, daß Sie rauskommen aus dem Lazarett, heim zu Müttern, und zwar schleunigst. Bis die neue Haut niet- und nagelfest ist, laß ich Sie noch nicht ins Feld, und hier ist kein Platz mehr für Sie. Herumhinken können Sie auch zu Hause, die Mutter wird's nicht übelnehmen. Grüßen Sie sie von mir, und sie soll sich trösten. Nicht jeder Mutter bleiben noch gleich vier tapfere Söhne zur Seite, wenn einer abberufen wird."

Nein, ich habe es ihm nicht übelgenommen. Wir lebten alle auf in diesen unverhofften acht Tagen, so wohlthuend wirkten sie auf uns. Günter hat schon viel Interessantes zu erzählen gehabt, und obgleich es lauter Schattenseiten waren, die er bisher kennen lernte, hat ihn doch der schöne Soldatenhumor nie verlassen. Marschieren und Schanzen, um die Grenze zu sichern. Quartiere in echt russischen, verschmutzten, armseligen Hütten. Oft schläft der Bauer mit seiner Familie in einer Ecke derselben Stube, wo die Soldaten auf Stroh lagern. Wasser sei stets schwer aufzutreiben im heiligen schmutzigen Reich des Väterchens. Begeistert aber lobte er die nie versagende treue Kamerad-

schaft der deutschen Truppen. Und rührende Dinge erlebte er in Lubliniß. Als er zum erstenmal ein wenig das Städtchen besichtigte, in großen Pantoffeln humpelnd, auf zwei Kameraden aus dem Lazarett gestützt, kam ihm ein altes Bäuerlein vom Markt nachgelaufen und drängte ihm seinen Knotenstock auf. Der Barbier, bei dem er sich wieder menschlich machen ließ, wollte keine Bezahlung annehmen, „das tue er fürs Vaterland“, und in den Geschäften, wo er kleine Einkäufe machte, beschenkte man ihn mit Schokolade, Keks, Zigarren. „Sie hielten mich alle für schwerwund, es beschämte mich jedesmal“, sagte der liebe Junge. Ben meinte tröstend: „Das kann ja noch kommen“, und der Bruder erwiderte voll ernster Überzeugung: „Jetzt kann ich meine ganze Kraft einsetzen, gottlob.“ Ich bin nicht mit zur Bahn gegangen. Es fahren mit jedem Zug Soldaten hinaus. Mein Trauergewand könnte ihnen den Abschied verdüstern. Wir haben wieder Einquartierung, zwei liebe Landsturmlaute, Familienväter, die Frau und Kinder verlassen mußten. Einer sagte zu mir: „So ein junges Blut, das zieht leichter hinaus. Wenn unsereins nicht wiederkommt, dann fehlt auch der Ernährer.“

5. Januar.

So, nun sind sie vorüber, diese Erinnerungsfeste, vor denen mir bangte, an entschundene Zeiten, sorglose, traumschöne. Es war schwer mit Fassung zu tragen, aber diesmal sah auch unser Jüngster von selbst ein, daß sie so still und unbeachtet wie möglich bleiben mußten, ohne Lannen-

baum, ohne Feier. Zwei Söhne kämpfen dicht am Feind, bieten standhaft den fortwährenden Gefahren, Kälte, Entbehrungen Trotz. Horst ist von uns abgeschnitten. Es kann ihm gut, es kann ihm schlecht gehen, wir sind machtlos, ihm zu helfen. Wie weilten meine Gedanken mit heißen Wünschen bei den fernen Tapferen. Und wie oft suchten sie leidvoll das Fleckchen Erde, vielleicht schon im Winde verweht, das unseren Heinz sterbend an sich nahm. Dumpf und klagend erschien uns der Klang der Sylvesterglocken, sonst stets so freudig begrüßt. Ein schweres Jahr haben sie zu Grabe geläutet. Was wird uns das Neue bringen?

Balt schreibt von einer schönen Weihnachtsfeier in einer großen Scheune unter hellem Lichterbaum, als sie aus dem Schützengraben in Reserve kamen. Stets sechs Tage und Nächte hier und ebenso dort: „Nachher feierten die Züge noch für sich, und wir haben natürlich auch ein bisschen getrunken. Likör, Kognac, Rotweinpunsch, dazwischen Kartoffelschnaps, Arafrogg, Weißwein, und dann ging's wieder von vorn los. Als gute Kameraden teilt man alles zusammen. Man war vergnügt und lustig und ein klein wenig angeheitert. Draußen krachten die Kanonen und tackten die Gewehre, denn gemütlich ist es jetzt im allgemeinen nicht. Die Franzosen sind sehr lebhaft geworden. Vielleicht weil sie den Argonnenwald bedroht sehen und durch einen Durchbruch sich mehr Bewegungsfreiheit verschaffen wollten. Jedenfalls haben sie gestern wieder einen mächtigen Angriff auf unsere Stellungen gemacht. Die Artillerie krachte unerhört auf die Gräben in den

Reservbestellungen und in die Dörfer Somme Py, St. Maria Py, St. Couplet, Dontrieu und mein liebes Sanct Martin. Nachts kamen dann zweihundert Gefangene durch unser Nest. Unsere Verluste waren nicht allzu groß. Wir müssen mächtig auf dem Damm sein, erwarten einen großen Angriff." Trotzdem möchte er noch weiter nach vorn, an die Engländer heran. Unsäglich ist ihre Wut auf diese, und außer der selbstverständlichen des angegriffenen Deutschen trägt Balt noch den Rachegrund um den Bruder in sich. Unbegreiflich ist unseren Tapferen in der Champagne das weihnachtliche Verhalten von Freund und Feind in Flandern geblieben. Freundschaft auf Stunden von Mann zu Mann, um sich nachher wieder im grimmigen Kampf gegenüberzustehen.

Günter wird auf der Weiterverfolgung der Russen sein. Wir müssen gegenseitig unendlich lange auf die Post warten. Er wird nicht viel von der Festzeit gespürt haben. Er schreibt aus Ortschaften, die wohl bisher niemand ahnte: Noworadomsk, Georgieff, Antonidow. Bald haufen sie in Schützengräben, in primitiven Quartieren, dann heißt es wieder: vorwärts dem Rußki nach. Günter wird viel zu Nachtwachen an vorgeschobener Stelle und zu Patrouillen verwendet. Sein ruhig bedächtiges Wesen eignet sich wohl dazu. Während er im Osten einen milden Winter genießt, leiden die Armen im Westen unter dem endlosen Regen. „Möchte doch lieber Stein und Bein gefrieren“, schreibt Balt. Ach, es ist auch eine schwere Zeit für uns in der Heimat, wenn ich auch nicht der Ansicht jener Bekannten bin, die behauptet, wir hätten mehr durchzumachen als

unsere Soldaten draußen, mit der Angst und den Sorgen um sie, die uns nie verließen. Wie lange könnten wir Frauen wohl den Strapazen und Entbehrungen standhalten! Aber wir können uns auf andere Weise tapfer zeigen, und wir tun es doch wohl in der großen Mehrzahl, jung und alt. Wer hätte nicht sein Kriegsamt. Ausnützen die Zeit für unsere Krieger! Sie versehen mit Kleidung, Speise und Trank und guten Worten. Das hilft ihnen zu froher Stimmung. Und sie sind dankbar dafür. Günter schreibt gerührt über Liebesgaben, die ihm die alten Damen zuschicken, die er damals ritterlich beschützt hat im Gedränge der Heimreise bei der Mobilmachung. Nie und nimmer werde er erfrieren können. Er sei im Besitz eines förmlichen Wollwarengeschäftes, aber besser zuviel als zu wenig, und was einer nicht brauche, komme einem anderen zu gut.

1. Februar 1915.

Schon ist ein Monat des neuen Jahres verstrichen. Wie sich die Zeit verändert hat, und die Menschen mit ihr. Der erste Gedanke beim Erwachen, der letzte beim Niederlegen, der mit einem durch die Träume geht, ist stets derselbe. Die Zeitungsberichte werden verschlungen, der Postbote fieberhaft erwartet. Der unstrige, ein alter, als Ersatz für einen Heerespflichtigen aus dem Ruhestand hervorgeholt, hat einen Sohn in russischer Gefangenschaft. Er geht bekümmert einher, und wenn ich ihm als Trost zuredete: „Sie wissen ihn doch wenigstens außer Gefahr“,

so bin ich nicht aufrichtig. Ich weiß, für meine Söhne wäre dies der Jubegriff des Unglücks.

Wird auch dieser Monat gnädig vorübergehen? Muß man sich nicht jeden Tag dieselbe Frage stellen, wenn man von den Kämpfen liest und die Todesanzeigen mit den oft so rührenden Versen als Nachruf. Kann jemand darüber lachen? Entspringen sie nicht alle — und die ungeschicktesten wohl nicht zum mindesten — einem Herzensbedürfnis? Nur das „plötzlich und unerwartet“ verstehe ich nicht, wenn ein Sohn oder Gatte oder Bruder als gefallen gemeldet wird. Die Tapferen im Felde haben den Tod stets vor Augen. Sollten wir uns nicht auch tapfer an diesen Gedanken gewöhnen? Günter hat den Todeshauch schon nahe gespürt. In dem Gefecht bei Jettle streifte ihn eine russische Kugel an der Schläfe, und er mußte zurück, heftig blutend, um sich auf dem Verbandplatz helfen zu lassen. Merkwürdig sei, daß er das Geschoß nirgends entdeckt habe, er hätte es sich gern als Erinnerung aufbewahrt. Es ist nur eine Schramme zurückgeblieben, und er wurde nicht verbunden, nur „verklebt“, denn es wurden Schwerverwundete gebracht, die Ärzte hatten alle Hände voll zu tun, und Günter lief nach einer halben Stunde zurück zu den Kämpfenden. Wenn ich nach der Wunde frage, erwidert er, es sei nicht der Rede wert. Eine dumme Anschwellung sei zurückgeblieben, allen Salben und Druckverbänden zum Troß. „Aber mich geniert das weiter nicht, für's Feld bin ich noch schön genug, und wir sehen hier draußen so viel Schwerverwundete, daß wir eine Kleinigkeit nicht beachten können. Aber die Flintenohrfeige ver-

geffe ich den Russen nicht.“ Oft werden sie geimpft gegen Cholera und Typhus. Er nennt sich Villenbesitzer und hat seine Erdhütte „Goldene Höhe“ gekauft. Sie hat ein Fenster, das zwar nicht zu öffnen ist, und einen Herd, dessen Abzug etwas qualmt. Tagsüber konzertiert die deutsche Ari: „Bum bum bum, hui, hui hui, dann rauscht und singt es, als rase ein Luftschiff über unsere Köpfe, allmählich wird es schwächer, und dann krepirt das Geschloß drüben. Das Lautwetter hat unsere Hütten mit Wasser gefüllt, es gibt schwierige Entwässerungsarbeiten zu leisten. Zum Essenholen heißt es bei stockfinsterner Nacht eine halbe Stunde durch knietiefes Wasser waten, halsbrecherische Abhänge erklettern usw. Und dann mit den gefüllten Kochgeschirren ebenso zurück. Wehe, wenn man mit der Taschenlampe einmal knipst, gleich geht es: puiii, ssiist und blenk, russische Bohnen fliegen durch die Luft. Unser Gegner ist keineswegs so feige, wie er verschrien ist. Er gibt uns ganz gehörig zu tun, aber es hilft ihm nichts.“

Im Osten wie im Westen scheint der gesunde deutsche Humor unverfiegbar, dazu spielt das Essen und Trinken eine große Rolle. Balt schreibt, er bilde sich nebenbei zum Koch aus. Sobald man Ruhe habe, melde sich der Magen, und nach den schwersten Stunden sei man am fidelsten und ausgelassensten. Bei den Franzosen gegenüber gehe es oft wüst zu. Oft läßt man sie vor einem Angriff Orgien feiern, sie brüllen ihre Marsseillaise. Grelle Weiberstimmen darunter ließen unsere Landser besonders aufhorchen. In totaler Betrunktheit werden sie zurweilen vorgetrieben und brechen dann vor unseren Stellungen

im Wein- und Freudentaumel zusammen. Auch ein Soldatentod, aber keiner nach deutscher Art.

7. Februar.

Zwei recht verschiedene Besuche kamen heute, gleich hintereinander. Der junge kräftige Mensch, über dessen Hiersein ich mich schon wunderte, wird wohl zum letztenmal bei uns vorgeprochen haben. Er wollte nichts mehr und weniger, als Edith zu literarischen Abenden mit Theateraufführungen anwerben, da man doch jetzt anstandshalber nicht tanzen dürfe. Edith fragte kühl, ob er denn in Stimmung dazu wäre, wenn es „anstandshalber“ ginge? „O, allemal“, erwiderte er lachend. Ich konnte nicht umhin, ihm meine Verwunderung auszusprechen, daß er überhaupt nicht im Felde sei. Da wurde er geistreich: Es seien ja so viele, die sich dazu drängten, er werde hübsch bescheiden im Hintergrund bleiben. Er wußte angenehmere Dinge, als sich draußen „herumzubalgen“. Dann wurde er doch wohl stutzig über unser eisiges Schweigen und stammelte entschuldigend: „Und dann habe ich als Junge auch öfters Krankheiten durchgemacht . . . und . . .“ Sein eitles, selbstgefälliges Gesicht wurde lang, als ich aufstehend bemerkte: „Sie wissen offenbar nicht, daß Sie zu einer deutschen Mutter sprechen, die stolz darauf ist, ihre Söhne im Feld zu wissen.“ Mit einer gewandten Phrase trat er den Rückzug an. Über Bord mit solchen Patrioten!

Wie herzerfrischend wirkte darauf der rosige James. Er kam aus Kuhlleben, wo er wohl oder übel interniert bleiben mußte, bis alle Formalitäten zu seiner Naturali-

sierung beendet waren. Es kam ihm bitter an, mit seinem deutschen Herzen. Nun kann er seine Ausbildung beginnen. Edith sprach die Hoffnung aus, daß er nicht in den Westen gegen die Engländer, sondern in den Osten geschickt würde. Ruhig und fest erwiderte er: „Ich bin Deutscher, und Feinde sind Feinde.“

12. Februar.

Viele Tränen habe ich geweint seit unseren traurigen Novembertagen. Heute aber, da waren es Freudentränen. Ben war eben die Treppe heruntergerast zur Schule, und ich ordnete die Blumen vor Heinzens Bild, sprach ganz leise mit ihm. Das tut mir wohl. Da ertönt dreimal scharf die Wohnungsklingel. „Natürlich, Ben hat was liegen gelassen, der Schafskopp“, lachte die zärtliche Schwester, geht zur Tür, schließt auf. Ein Schrei, eine tiefe, frische Männerstimme. Schon stürzen wir hinaus. Vor uns steht ein schwerbepackter Feldgrauer, im Mantel und Tornister, mit lehmigen Stiefeln, Beutel und Umgürtung: „Balt! Balt! Ist es möglich, ist er's? Wo kommst du her?“ so schwirren die Fragen durcheinander. „Direkt aus dem Schützengraben auf der Durchfahrt nach Breslau, abkommandiert zum Offiziersausbildungskursus“, meldete er im Dienstton, dann aber brach auch bei ihm, dem Trockenen, mächtig die Freude durch über das unverhoffte Glück und Wiedersehen. D. h. er wußte es wohl einige Tage zuvor, und als ich ihn fragte, warum er uns nichts verraten, uns ein wenig vorbereitet habe, sagte er, und es klang nicht nach Scherz: „Ja, wir draußen müssen

doch damit rechnen, daß einem jeden Augenblick einmal was an den Kopf fliegen kann. Wenn euch nun so eine freche Granate im letzten Augenblick die Freude verdorben hätte, wäre es doppelt schmerzlich für euch gewesen.“

Balt ist wenig verändert, nur etwas schmaler geworden in diesen reichlich sechs Monaten Kriegszeit. Wir halfen ihm aus den schweren Sachen heraus, an denen noch deutlich die Spuren des Höhlenlebens erkenntlich waren. Ein Bad, ein Frühstückstisch wie an hohen Festtagen, und dann ein weißbezogenes Bett waren schnellstens hergerichtet. „Die Wunder des Friedens“, nannte er diese langentbehrten Dinge. Vier Tage kann er bei uns sein. Ich möchte mit jeder Minute kargen, und doch freue ich mich, wenn er frisch und fröhlich von einem Ausgang heimkommt und sagt: „Dieser Genuß, hellerleuchtete Straßen, Menschen in Zivil, schöne Mädchen.“ Er behauptet von letzteren, sie kämen ihm viel freundlicher und natürlicher vor als früher, worauf Edith erklärte, auch sie bringe jedem Feldgrauen, dem man ansehe, daß er von draußen komme, unwillkürlich warmes Wohlwollen entgegen. Oft wechselte man dankbare Blicke und Lächeln. Nach dem Krieg würde das schon von selbst wieder aufhören. Balt meinte, das wäre schade. Er erzählt nicht allzuviel von seinen Erlebnissen. Als Ben ihn ausfragen wollte, ob er auch schon eigenhändig Franzosen niedergeschossen habe, wehrte er ziemlich barsch ab: „Laß' mich zufrieden, jetzt bin ich weitab. Wenn es wieder heißen wird: er oder ich, dann will ich es nicht sein.“ Einmal fragte ich ihn, ob es ihm nicht wie ein Traum vorkomme, wieder bei uns

zu sitzen, wie früher. „Nein“, erwiderte er und fuhr sich über die Stirn. „Nein, Mutter, was mir wie ein Traum erscheint, das ist das andere, das, was draußen war.“ Und fest und ernst fügte er hinzu: „Wenn man mitten drinnen ist, ist es oft rauhe Wirklichkeit, aber es wäre mein Inbegriff von Unglück, abseits stehen zu müssen.“ Er freut sich auf die Beförderung, aber wie viel größer ist dann die Verantwortung und die Gefahr für ihn. Wäre Heinz nicht als Leutnant mit hinaus, allen voran, voll Mut für sich und treu besorgt für seinen Zug, wir trauerten vielleicht nicht um ihn. Balt sprach mit mir lange von dem letzten Zusammentreffen mit dem Bruder. Er ist weicher geworden draußen, in Sturm und Gefahr. Er hatte beim Abschied in St. Martin die Überzeugung, daß er Heinz nicht mehr sehen würde. Wie Theodor Körner sei er ihm vorgekommen. Wie auserwählt zum edlen Heldentod.

Im März.

Durch Günters Briefe geht oft ein Zug der Sehnsucht. Sie leiden unter dem Wetter und der dadurch bedingten Untätigkeit. Vom Wegebau und Schanzen ist der neugebackene Unteroffizier enthoben. Dafür mehrten sich für ihn die Wachen und Patrouillen. Daß er ein Gemütsmensch blieb, davon zeugen Stimmungsbriefe wie der heutige: ‚Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat sei gegrüßt.‘ „Ich nahm die Klänge mit in die Nacht hinaus auf die Feldwache, die momentan ziemlich ungefährlich ist. Ich glaube, die Russen haben vorläufig genug. Mein

letzter Brief war etwas düster angehaucht. Kaum daß er weg war, bereute ich ihn. Wir waren alle etwas herunter. Fortan werde ich nicht mehr in solchen Stimmungen schreiben. Heute gleicht das Wetter einem milden Frühling, und das wirkt Wunder in der Truppe. Oft ist es ja auch hier draußen unsagbar schön, wenn man so bei Tagesanbruch auf Posten steht und erst den strahlenden Morgenstern begrüßt, dann langsam den Himmel sich röthen sieht und schließlich das ganze Thal in herrlichem Morgenglanz leuchtet. Ringsum, so weit man schauen kann, ein dichter Tannenwald, an dessen Rande einzelne Bauernhöfe versteckt liegen. Und diese prachtvollen Wolkenbildungen darüber, wie sie nur eine weite, weite Ebene hervorbringen kann. Das ist erfrischend und läßt manche Anstrengung und Gefahr vergessen, denn diese gibt es natürlich immerfort. Haltet aus im Sturmgebraus, das singt hier jeder mit besonderer Überzeugung. Aushalten ist ja alles. Der Friede wird schon kommen, wenn es Zeit ist, und ich wünsche mir nur, alles bis zuletzt mitmachen zu können, bis zum siegreichen Einzug in die Heimat.“

Ende März.

Welches Glück. Günter sandte ein Telegramm aus Posen: „Abkommandiert zu Kursus. Hoffe baldigen Urlaub.“ Beide Söhne außer Gefahr. Welch ein Aufatmen!

Anfang April.

Die Brüder trafen sich und schreiben hocherfreut darüber. Nur scheint mir, daß beide mich auf etwas vorbereiten wollen,

auf eine „ganz unwesentliche Nebensache“, nur weil Mutter sich gleich so aufregt. Günter schreibt: „Bitte erst an meine Brust gucken und erst hinterher an meine Stirn.“ Und Balt fügt in seiner witzigen Art hinzu: „Der Kerl hat es fertig gebracht, im Feld stärker zu werden, sogar die Stirn hat sich aufgebläht, leider nur einseitig. Steht ihm aber ganz gut.“ Und Günter krigelt wieder darunter: Balt beneidet mich nämlich um meinen russischen Denkgettel. Abwarten, er wird auch noch einen kriegen von der anderen Seite.“ „Er meint damit nicht die Stirnseite sondern die Westfront, er war immer ein bißchen unklar in der Schriftstellerei“, erklärt Balt als Randbemerkung. Edith meint, sehr schlimm könne es nicht sein, es sei ja herrlich, wie gutgelaunt das Brüderpaar scheine.

15. April.

Nein, sehr schlimm ist es nicht. Aber wir mögen es nicht ausdenken, wie es hätte werden können. Günter sitzt bei uns, noch ein klein wenig matt von der Operation. Nur seine lieben braunen Augen gucken aus dem weißen Kopfverband hervor. Er soll auch noch wenig sprechen, was uns allen etwas schwer ist, denn was möchte man nicht alles fragen und sagen. Aber in acht Tagen hofft der Arzt den Verband wegnehmen zu können. Als Günter bei uns eintraf, erkannten wir gleich beides zusammen: das schwarz-weiße Band an der Brust und die dicke Geschwulst neben dem Auge, in Größe eines Hühnereies. Der Vater drang darauf, daß nun die Röntgenstrahlen Aufklärung geben sollten, weshalb ein Streifschuß nach fast einem

Vierteljahr noch solche Spuren hinterlasse, trotz Salben und Druckverbänden, und da ergab sich ein merkwürdiges Resultat: Günter hatte ein vollständiges russisches Infanteriegeschloß in der Stirnhöhle sitzen, dicht am Gehirnv. Drei Monate lang hat der Tapfere es mit sich herumgetragen, draußen allem Stand gehalten und gedacht, wenn ab und zu die Beschwerden empfindlich wurden: „Über solche Kleinigkeit beklagt sich kein richtiger deutscher Soldat.“ Die Operation mußte mit größter Vorsicht vorgenommen werden. Die Sache hat in Ärztekreisen Aufsehen erregt. Das länglich zugespitzte Geschloß liegt als Reliquie gutverwahrt in meinem Schreibtisch neben Günters Eisernem Kreuz. Als ich ihn fragte, warum er uns nicht wissen ließ, daß er dieses erhielt, antwortete er: „Es tat mir weh, daß Heinz das seine nicht mehr erlebte, das wohlverdiente. Jetzt brüstet sich schon mancher damit, der es sich leichter erworben hat.“ Balt sagte, wenn er es erst als Leutnant bekäme, mache es ihm keine Freude mehr. Gleich nach Ostern wird er wieder hinausfahren.

Mit Gott für's Vaterland — es muß so sein —

Kreuzt er zum zweiten Mal den deutschen Rhein.

Doch es ist Frühling geworden, der harte Kriegswinter überwunden. Beide Söhne sind voll Zuversicht und Mut. Der Sommer wird die Entscheidung, den Sieg bringen. Jetzt, da ich sie noch beide geborgen weiß, gilt meine Sorge verstärkt unserem blonden Afrikaner. Mehrmals versuchten wir Post an ihn zu senden über verschiedene Neutralländer. Als „unbestellbar“ kehrt alles zurück.

Neulich wurde mir die Frage gestellt, ob ich denn noch

Interesse habe für den Kriegsschauplatz, jetzt, da ich um niemanden meiner Nächststehenden zu bangen brauche. Einseitigkeit und Engherzigkeit verlernt man in dieser eisernen Zeit. Noch sind meine Jüngens fern dem Kanonendonner, aber Millionen anderer Tapferen stehen draußen, und täglich sende ich ihnen Grüße und Wünsche, ihnen und den Müttern. — Die vielen Miesmacher aber reizen mich. Sagte da neulich einer seufzend, sorgenschwer, dort oben in Glanzdorn ständen wir noch genau wie zu Anfang. Keinen Schritt vor gegen die verschanzten Engländer. „Aber auch keinen zurück auf unserer Riesenfront, und welche Erfolge haben wir schon errungen.“

„O Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu',
Hoch leuchte deines Ruhmes Glanz im Ost und West
auf's neu.“

Dritter Osterfeiertag.

Wann werden wir wieder vereinigt sein, wie an diesem Osterfest! Beide Feldgraue bei uns. Tapfer habe ich den Schmerz bezwungen, daß der eine Platz an unserem Tisch nie wieder besetzt sein soll.

Nun fährt Balt als Offiziersstellvertreter wieder der Front entgegen. Er meint, er würde wohl Stammgast in der Champagne bleiben. Günter geht wieder ganz stramm umher und wird nur eine kleine Narbe behalten. Er erzählte mit freudigem Stolz: „Oft werde ich begrüßt in der Straße, sogar von alten Herren, und weißt du, Mutter, jetzt brauche ich mich dessen nicht mehr zu schämen, wie damals in Lubliniß mit den wunden Füßen. Ich habe seither gelei-

stet, was ich konnte, und werde es weiterhin tun.“ Er hat noch eine Woche Urlaub, bis sein Kursus in Posen beginnt. Urlaub, du Sommerseite des blutigen Krieges!

Anfang Mai.

Welche Wohltat, daß die Feldpost nun so gut funktioniert. Wie am Schnürchen. Nicht mehr zehn Tage und älter sind die eintreffenden Nachrichten von drinnen und draußen, so daß man sich mit Bangen fragte: Was kann seither alles geschehen sein!

Balt schreibt, die erste Frage, die fast jeder an ihn stellte bei seiner Rückkehr: „Bringst Du uns noch nicht den Frieden mit“, habe er voll fester Zuversicht beantwortet. Im allgemeinen sei die Stimmung aber sehr gut. Alle sehen dem Sommer voll Mut und in Erwartung großer Dinge entgegen. Was viele enttäuscht und erbittert habe, sei die ungleiche Beförderung. Wer als Unteroffizier zum Kursus in die Heimat kommandiert wurde und unverändert, ohne Säbel, wieder zur Truppe zurückkehrte, der füge sich unmutig den glücklicheren früheren Kameraden, jetzt seinen Vorgesetzten. Die Franzosen seien seltsam still: „Nur ab und zu fällt ein Schuß aus Fünfundsiebzig-Millimeter-Geschützen. Nur ‚Knallmar‘ neidet uns unser beschauliches Dasein. Wenn man sich zu weit aus dem Graben emporhebt, dann sendet er einen kupfernen Gruß, der aber immer vorbeizieht. Das stört uns nicht mehr. Wir haben kleine Nischen erbaut, in denen Tische und Bänke, aus Birkenholz gezimmert, stehen. Hier sitzen die Leute, lesen, schreiben, plaudern oder dreschen einen Eklat. Unsere Stel-

lungen halte ich für unzerstörbar, seitdem die tiefen Schutzgräben gegen Artilleriefeuer fertig sind. Leider kam ich gerade nur noch zum Schluß der schweren Kämpfe bei Perthes-Couain. Aber es waren ja noch nicht die letzten, und mein beschauliches Dasein wird schon einmal wieder unterbrochen werden. Das Baden in den kühlen Fluten der Guippes und das Rudern auf den Booten ist ganz angenehm, wenn wir in Reserve liegen, aus der Schützengrabenduselei heraus. Was sagt ihr zu der fabelhaften Beschießung von Dünkirchen? Über zirka vierzig Kilometer! Wir verwenden dort Dinge, die mein Ingenieurherz erfreuen. Aber ich darf nicht aus der Schule plaudern. Aber es geht vorwärts, hurra. Im Osten die riesigen Erfolge unseres herrlichen Hindenburg. Vielleicht stehen wir doch am Anfang vom Ende. Nur gefällt mir die Haltung Italiens ganz und gar nicht. Wenn diese Bande gegen uns eingriffe, würden sie es zwar bald genug bitter bereuen, aber es verlängerte den Krieg im besten Fall um ein Jahr.

Mitte Mai.

Meine Vermutung, daß Balt uns meistens nur die Lichtseiten seines Daseins schildert, bestätigte mir ein Umlauber aus seiner Kompagnie. Sie verändern die Stellungen immerfort, sind oft auf sechzig Meter dem Feind gegenüber, und Balt sei neulich mit seiner Patrouille ohne Grabendeckung in ein böses Hagelwetter von Granaten und Schrapnells geraten. Es sei ihm gelungen, ohne einen einzigen Verlust seine Leute zurückzubringen, durch sein geistesgegenwärtiges Kommandieren. Einzeln ließ er sie

aus der gefährlichen Zone zurückspringen. Nachher habe er die Soldaten gelobt und das Eisene Kreuz fast erstaunt entgegengenommen. Wegen seiner Bescheidenheit sei er von allen verehrt. Ich schrieb dann an Balt etwas vorwurfsvoll, wir hätten doch ausgemacht, uns stets nur aufrichtige Berichte zu geben, worauf er zurückschrieb, er habe gedacht, die gemüthliche Seite des Krieges mache uns mehr Spaß. Das andere stehe ja ausführlich in der Zeitung. Wenn wir aber so sehr auf Abenteuer ausgingen, so könne er uns mit einem frischerlebten unterhalten, das ihm sehr nahe gegangen sei: „Wir lebten tagsüber schon längere Zeit höchst friedlich dahin, und ich hatte meinen ständigen Ärger darüber, denn dazu ist doch nun einmal der Krieg nicht in der Welt. Links von uns sprengt sich alles andauernd gegenseitig in die Luft, rechts bei Reims geht es auch lebhafter her. Zwischen unsern und den französischen Stellungen liegt ein Wäldchen, aber die heimtückischen Rothosen blieben unsichtbar, trotzdem wir es immer frecher durchstreiften, bis zum Südrand. Dafür fanden wir eine Anzahl der unsern, die noch von einem mißglückten Septemberangriff dort lagen. Die holten wir herein und bauten ihnen schöne Gräber. Unser neuaufgestellter Posten am Waldesrand reizte den Franzmann, und er funkte in der Kriegssprache herüber: „Lut euch nicht zu dicke in unserem Wäldchen, ihr Boches. Hände weg, dann halten wir sie auch weg.“ Nun verstärkten wir die Wachen. Neulich will ich um Mitternacht meinen Freund Sch. ablösen, der mit seiner Gruppe ausgeschwärmt am Südrand lag. Wir gingen hintereinander, ich als Führer, und legten uns öfters

hin, denn es krachte verschiedentlich wie von schleichenden Tritten, waren aber Rebhühner usw. Plötzlich blitzt es vor mir auf, Salven krachen, Geschosse zischen und klatschen in die Bäume. Ich brülle nach hinten: „Drauf los“, denn es war klar, unser Waldposten war vorn überrumpelt, die Franzosen in den Wald gedrungen, in der Mitte, wir hinten. Gottlob, es gelang uns, die Kerle gefangenzunehmen, aber auch wir hatten zwei Tote, und als wir nach vorn drangen, lag auch Sch. vor mir im Mondenschein, bleich und stumm. Wir haben ihn heute mit allen militärischen Ehren begraben. Ich sage zwar stets, auf den einzelnen kommt es nicht an, aber es ging mir nahe um diesen einzelnen.“

Ebensogut konnte Balt dieser einzelne sein. Gottlob, daß Günter noch im Kursus weilt. Aber wie lange noch, und die Sorgen verdoppeln sich. —

Ende Mai.

Balt hat die Kriegserklärung Italiens von den Franzosen vernommen. Nie werde er diese Nachtfunde vergessen, wie es drüben plötzlich lebendig wurde. „Erst hörte man einzelne Stimmen brüllen, dann wird es lauter und lauter, und schließlich setzt ein Höllenlärm ein, ein Gejauchze und Begröhle, wie ich es noch nie gehört hatte. Wir schlichen uns vor bis zu einem kleinen Busch in der Nähe des französischen Drahtverhaues. Nun konnte man einzelne Rufe unterscheiden: „Vive l'Italie! A bas l'Allemagne.“ Dann die Marseillaise im Freudentaumel, begleitet von Mundharmonikas und grellen Hörnern. Wie kläglich muß es

schon um Frankreich stehen, wenn sie diese fremde Hilfe mit so unsinniger Freude, wie einen letzten Rettungsanker, begrüßen. Mit einemmal tönt aus unseren Gräben her ein brausendes Hurra. Dreimal hintereinander, mächtig anschwellend und alles übertönend. Und dann setzt ein unwiderstehlicher Gesang ein. Es braust mächtig durch die Nacht: ‚Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.‘ Die Franzosen stuzten, es wird ganz still in ihrer Linie, und nach einer knappen Minute geht ein klägliches Geschieße los. Leuchtraketen blitzen überall auf und illuminieren die Pfingstnacht. Nach drei Minuten jagen krachende Geschüßsalven durch die Luft nach unseren Gräben. Von unserer Seite fiel kein Schuß. Wir lassen die Franzosen, die in jämmerlicher Angst vor einem Überfall an die Gewehre geeilt sind, sich austoben. Nur zuletzt schickt unsere Uri zur Beruhigung einige spöttische Salven in den Feindesgraben. Kein Laut weiter ertönt. Sie haben begriffen, wie selbstverständlich wir den neuen Feind Österreichs auch als den unseren betrachten. — Es ist außerordentlich schwül geworden in unseren Gräben. Die Sonne sticht in dem weißen Kreidelfsen fürchterlich. Trotzdem ich mir hier draußen eine gleichmäßige Ruhe angewöhnt habe, drängt sich einem so manche brennende Frage auf. Die Dardanellenaktion, der Schwerpunkt des gesamten Krieges. Und dann das edle Albion! Wir haben doch Mittel und Wege, die englische Flotte zu vernichten. Wann werden sie endlich energisch eingeschlagen? Was nützt all’ unser Standhalten, wenn nicht dort erbarmungslos vorgegangen wird? Sie wollen uns aushungern? Das können sie nicht,

aber wir können es mit ihnen. Es raunt oft bedenklich in den Schützengräben."

Anfang Juli.

Die schönen Tage in Aranjuez sind vorbei. Man hat so ruhig dahingelebt . . . nur übers Meer, da flogen die Gedanken noch banger als sonst . . . aber Balt schrieb so gleichmäßig heiter, witzig und tröstlich. Man hört auch so viel vom Frieden munkeln, es klingt wie köstliche Musik. Und Günter war ja in Sicherheit, sie hielten ihn fest in der Garnison, und er konnte uns mehrmals besuchen. Dann erschien er plötzlich als schneidiger Leutnant . . . zum Abschiednehmen, mit Rosen geschmückt und mit frohen Augen. Balt schrieb etwas ärgerlich über des jungen Bruders Beförderung: „Ich gönne zwar dem Burschen, daß er so schnell Karriere macht, aber daß er, der Jüngere, der Kriegsfreiwillige, mir, dem gedienten Unteroffizier, über den Kopf wächst, na Kinder . . . schweigen wir darüber. Ich war von jeher ein Pechvogel. Aber schon als grüner Junge pflegte ich zu sagen, wenn ich das Nachsehen hatte: Meine Stunde ist noch nicht gekommen, aber sie kommt. Und sie wird kommen.“

Meine eigene Freude ist sehr geteilt. Je höher der Rang, je größer die Verantwortung, und Günter nimmt seine Pflicht ernst, wird seine ganze Kraft einsetzen. Mächtige Kämpfe sind im Osten im Gange, er wird gleich mitten hineingekommen sein. Auch Balt bereitet uns vor, daß seine täglichen Berichte vielleicht nicht mehr durchführbar sein werden. Sie müßten nun mächtig auf der Wacht

sein. Die feindliche Artillerie würde zunehmend frecher, und am allerfrechsten die Fliegertätigkeit. Während einer tollen Beschießung von Aubérive sausten andauernd französische Flieger in zweihundert Meter Höhe über die deutschen Stellungen, offenbar stark gepanzert, da sie dem lebhaften deutschen Feuer standhielten.

10. Juli.

Gestern feierten wir in stiller Wehmut Horsts neunzehnten Geburtstag, und heute steht die Telegramm-Nachricht in den Zeitungen: „Unsere Deutschen in Südwest haben am 9. Juli unter den besten Bedingungen kapituliert.“ Man hört so viele Urteile: „Es war fast ein Wunder, daß sie sich so lange gegen die Überzahl der Engländer halten konnten. Aber nun haben diese unsere schönen, stolzen Kolonien als Faustpfand in der Hand.“ Ich konnte nur das eine denken: „Nun wird unseren Deutschen die Korrespondenz in die Heimat ermöglicht. Vielleicht bis in sechs, sieben Wochen könnten wir Nachricht erhalten von Horst.“ Was wird er erlebt haben! Sein Geburtstag bedeutete vielleicht Erlösung aus harter Zeit, denn ehe sich unsere Deutschen ergaben, werden sie bis zur Erschöpfung Widerstand geleistet haben. Muß das nicht auch dem Feind Achtung abringen?

20. Juli.

Günter schreibt nur kurze Karten, siegestrunken trotz der wahnsinnigen Anstrengungen: „Unsere Erfolge an der Weichsel sind herrlich. Ihr lest ja in den Zeitungen, wie

wir vorrücken. Was bedeutet da eine Nacht im Regen auf offenem Feld, naß, kalt, hungrig, ermattet. Der Morgen, die Feldflühe, der Sonnenschein machen uns schnell wieder munter, und mit neuer Kraft geht's hinter dem Russen her. Überall wird er geworfen, Brückenköpfe gestürmt, die Stellungen genommen. Es muß fast die Entscheidung sein.“

31. Juli.

Auch diesem Monat sehe ich mit dankerfülltem Herzen nach. Was wird uns der erste Monat des zweiten Kriegsjahres bringen? Es muß ja nun dem Frieden entgegengehen. Was leisten unsere Tapferen! Aus Günters Briefen lesen wir von furchtbaren Strapazen. Endlose Märsche, dann wieder heiße, blutige Kämpfe. Seit Wochen schlafen sie nur auf kurze Stunden. Post und Küche kann schwer nachkommen. „Munition muß vorgehen, das ist klar,“ schreibt er, „aber oft, wenn man erschöpft ein wenig zum Einduseln kommt, betet man aus Herzensgrund: Lieber Gott, mache bald ein Ende.“ Und er ist der Tapfersten einer. —

Ende August.

Wie uns die kurze Nachricht erbeben machte, die uns über das Hamburger Exporthaus zuing: „Die Angestellten ihres Geschäftshauses in Südwest hätten alle vier den Feldzug gut überstanden.“ Mehr konnten wir nicht erfahren, aber Horsts Name war genannt. Er lebt. Nun will ich stille sein und warten. Er lebt!

Balt beneidet Günter um seinen Bewegungskrieg, obgleich ihr Stellungskrieg nichts weniger mehr als gemütlich sei. Der Mineukampf strengt die Nerven außerordentlich an, wenn man es so unter sich bohren und wüsten hören und jeden Augenblick gewärtig sein müsse, in die Luft zu fliegen: „Man möchte lieber im offenen Kampfe fallen. An örtlichen Geplänkeln fehlt es natürlich nicht, aber für die Gesamtlage sind diese nicht maßgebend, wie die großen, herrlichen Siege, die Günter miterlebt und miterringt.“ Der Knabe wird zum Mann geworden sein, wie auch unser Horst.

Nun treten wir in den September, und noch nichts von Horst. Ich lebe von neuem den Abschied durch von meinem Heinz, diese unvergesslichen Stunden. Ich sehe wieder den langen Militärzug entschwinden, der ihn davontrug, ins Feld, in den Tod. Und deutlich höre ich wieder die flüsternde Mädchenstimme: „Wie ein junger Gott schaut der aus.“ Viel Grauensvolles wurde ihm erspart. Vielleicht hätte er nicht alles ertragen wie die Brüder, mit seinem tiefen Empfinden. Wie oft habe ich mir diese Trostesworte wiederholt! Mit schmerzlichem, ungläubigem Lächeln. Doch er hat überwunden, und jetzt darf ich mich nicht frischer Trauer hingeben. Das Leben ist ernst und schwer.

Günter kam wie durch ein Wunder unverfehrt aus allen Kämpfen, und noch toben sie fort, Sieg auf Sieg, doch er schreibt: „Wenn Ihr in den Zeitungen von einem glänzenden neuen Sieg lest, so könnt Ihr Euch schrankenloser freuen als wir, die wir ihn über Verwundete und Gefallene weg erzwingen mußten. Es ist ein seltsames Gefühl,

wenn einen die Kugeln wütend umzischen, da und dort fällt einer lautlos hin, stöhnend wälzt sich ein anderer in seinem Blut, du stürmst vor und fragst dich nachher erstaunt: Ist es möglich, daß du noch lebst?"

Mitte September.

Aus Balts Berichten geht hervor, daß sie eine große französische Offensive erwarten: „Dann jährt es sich gerade, daß ich im Herenkessel die Feuertaufe erhielt, nur daß ich damals ein schlapper Anfänger war und jetzt gestählt, ja, ich kann sagen freudig, dem Kommenden entgegenstehe. Die frechen feindlichen Flieger kommen nicht mehr einzeln, sondern gleich in ganzen Geschwadern über uns geflogen. Kaum sind sie zurück, geht das Feuer los von drüben. Aber wir haben uns gut verschanzt, doch auch die Franzosen sind es. Sie haben uns sehr vieles abgelernt im Laufe der Zeit. Sie suchen sich näher und näher an uns heran zu ‚sappen.‘ Schon können an manchen Stellen die Minenwerfer eingreifen. Jede Nacht heißt es tüchtig schanzen, neu aufbauen. Die Luft ist äußerst eisenhaltig geworden.“

30. September.

Immer wieder nehme ich den teuren Brief in die Hand und lese ihn unter neuen heißen Freudentränen. Du Tag der hohen Freude sei gelobt! Ganz allein war ich zu Hause, als mir heute früh die zweite Post den Brief aus der Schweiz brachte. Als Absender war ein Verwandter genannt, der uns sonst nur auf Weihnachten und Neu-

jahr zugleich eine Karte schreibt. Mein Herz begann ahnungsvoll zu klopfen, und mit zitternden Fingern riß ich den Umschlag auseinander: „Ich bringe Euch frohe Botschaft“, schrieb der Vetter „und will mich beeilen, Euch umgehend den inliegenden Brief weiterzusenden,“ . . . da hielt ich ihn schon in Händen, laut aufschluchzend, den Brief meines teuren Jungen, seit dreizehn langen, bangen Monaten verstummt, unerreichbar für uns, und konnte vor heißen Tränen erst gar nicht lesen, nur beten, laut und leise: „Ich danke dir, Gott, für diese Gnade.“ Langsam begann ich zu lesen, Wort für Wort laut hersagend, um es voll und ganz in mich aufzunehmen, und empfand es als Wohltat, jetzt allein zu sein. Erst als ich ein zweites Mal leise das teure Schreiben mit den wohlbekanntem und doch so viel männlicher gewordenen Schriftzügen meines Horst durchstudiert hatte, dachte ich an die anderen und ward mir bewußt, daß ich ihnen keinen Augenblick dieses Glück länger vorenthalten durfte. Das Telephon hatte sie bald alle versammelt. Jedes hat eine Abschrift von dem teuren Schriftstück erhalten. Der Mutter wurde einstimmig das Original zuerkannt:

24. August 1915. Windhuß.

„Liebste, herzigste Eltern!

Nach langer Trennung kann ich Euch die ersten Grüße senden. Hoffentlich erreicht Euch dieses Schreiben, damit Ihr wenigstens das Wichtigste von mir erfahrt, nämlich daß ich gesund und wohl auf bin. Allerdings habe ich schlimme Zeiten durchgemacht, wahnsinnige Kriegsstrapazen

und allerlei Krankheit damit verbunden, wie Ruhr usw. Aber das ist nun alles überwunden. Ich warte sehnsüchtig auf ein Wort von Euch. Wie geht es meinen Brüdern? Kaum wage ich es zu fragen. Nur schreibt mir die volle Wahrheit. Wir hören ja auch zuweilen vom Weltkrieg, aber aus englischen Zeitungen. Wir leben so ganz gut. Doch mangelt es furchtbar an Bekleidung. Im allgemeinen sind ja die Engländer höflich und zuvorkommend. Ich bin gegen Ehrenwort auf freiem Fuß und wieder bei der Firma. Ich darf Euch nur eine Seite schreiben, jeden Monat einmal. Euer alter Horst."

Jeden Monat eine Seite! Und ob die englische Zensur jeden kurzen Brief so scharf zensieren wird, wie diesen ersten? Fast die Hälfte war unleserlich gemacht. Armer Horst! Was mögen sie an englischen Demütigungen erdulden müssen. Aber er lebt, und seine frische Jugendkraft wird standhalten. Wäre doch schon der nächste Monat um und brächte neue Nachricht. Wie schwer wird ihn die Trauerkunde von dem geliebten Bruder treffen.

1. Oktober.

Heute war es keine Wohltat für mich, die Post wiederum allein zu empfangen. Mühsam nur konnte ich Balts sonst so klare Handschrift entziffern: „Bin leicht verwundet im Feldlazarett. Keine Sorge. Auf Wiedersehen in der Heimat.“

Gottlob, daß die Kinder bald kamen. Edith versteht es vortrefflich, mich zu beruhigen in ihrer frischen Art: „Balt schreibt ja selbst, Mutter! Freue dich doch, ein Heimat-

schuß. Vielleicht ist er schon unterwegs. Herrlich! Weitab vom Schuß."

Wir waren ja schon seit Tagen in größter Sorge. Die Offensive, die sie zwar erwarteten, brach mit einer Wucht heran, die einen erzittern macht.

Mitte Oktober.

Das Wiedersehen mit unserem „leichtverwundeten“ Balt zieht sich recht lange hinaus. In jeder Karte vertröstet er uns. Ich habe es gleich gefühlt, daß er schwer getroffen sein mußte und sich wohl mit aller Energie zusammerraffte, um uns schnellstens zu beruhigen. Er scheint so nach und nach vorwärts transportiert zu werden und schreibt die letzten Nachrichten aus Kethel. Erst sprach er von leichtem Schuß im linken Oberarm, nun gibt er noch einen Rücken schuß zu, der ihm fast mehr zu schaffen mache. Lunge sei anscheinend nicht verletzt. Und wieder zum Schluß: „Auf baldiges Wiedersehen.“

Wie wird es sein! Könnte er doch bald hier sein und unsere Liebe spüren. Wie wollen wir ihn gesund pflegen. —

Ende Oktober.

Jeden Nachmittag sitze ich im Lazarett, am Bett unseres Balt. Er erholt sich sichtlich und hofft bald in Ambulanzpflege nach Hause zu kommen.

Es waren aufregende Momente am Bahnsteig, als wir den Zug erwarteten, der ihn bringen sollte. Er hatte zuletzt aus Spener geschrieben, und schon wollte ich Vorbereitungen treffen, um zu ihm zu reisen, als er uns tele-

graphisch seine Ankunft meldete. Kurz bevor der Zug in die Halle rollte, erschienen Sanitäter, zwei davon mit Krankenwagen. Ich fragte den einen leise, ob Schwerverwundete gemeldet seien. „Ja, eigentlich nur einer. Zur Vorsicht halten wir mehr bereit, als verlangt wird, oft erträgt ein Verwundeter die Fahrt nicht gut.“ Mich hatte eine bange Unruhe befallen. Ich ließ die Krankenwagen nicht aus dem Auge.

Als der Zug einfuhr, verteilten wir uns, denn er war lang und schien überfüllt. Ich eilte zu den letzten Wagen hin, zu dem Sanitäter. Neben mir stand eine junge Frau mit angstvoll fragenden Augen. Der lange Zug hielt. Lauter Feldgrau kamen herausgestiegen. Viele mit Verbänden am Kopf und Armen, auf Krücken, gestützt von den anderen. Matteredleuchtet und still blieb der letzte Wagen. Während zwei Sanitäter hineinstiegen, flüsterte mir die Unbekannte mit versagender Stimme zu: „Erwarten Sie auch einen Verwundeten?“ Ich nickte zustimmend, und gemeinsam sahen wir mit denselben Gefühlen der Bahre entgegen, die von den Leuten behutsam und sicher herausgehoben wurde. Sorgsam bedeckt und verhüllt war der Kranke, nur ein schmales weißes Gesicht mit matten Augen war sichtbar. Da kam in großen Sprüngen mein Jüngster angerannt: „Mutter, wo bleibst du denn? Wir haben doch Balt längst gefunden,“ und er zog mich mit sich fort, zu einer Gruppe, die ich von weitem stehen sah, in deren Mitte ich Balt erkannte, aufrecht, unverbunden, nur auf einen Stock gestützt. Welche Freude erfüllte mein Herz, und da es spät war

und allerlei Aufhaltungen zu warten schienen für die Überführung in ein Lazarett, machte der Vater kurzen Prozeß und verlangte, daß der Sohn für die erste Nacht mit nach Hause fahren konnte. Als wir langsam dem Ausgang zu gingen, denn es schien Balt doch sehr anzustrengen, rollte gerade wieder der Krankenwagen vorbei, ich sah in das weiße, matte Gesicht, aber in den Augen lag ein leises Leuchten, und auch die Augen der jungen Frau leuchteten, die nebenher ging. Es drängte mich, ihr ein liebes Wort zu sagen, ich drückte ihr mein Bedauern aus und hoffte, daß der Fall nicht so schlimm sei, wie es den Anschein habe.

„Ach,“ erwiderte sie leise, innig, „ich bin ja glücklich, ihn überhaupt wieder zu haben, es konnte ja auch anders sein.“

Balt hatte sich über seine Kräfte zusammengerafft, um uns nur möglichst stramm entgegenzutreten. Zu Hause angelangt, als er bei uns saß, in Kissen gelehnt, machte er einen sehr leidenden, müden Eindruck. Wir fragten nicht viel, er weicht auch jetzt noch dem Erzählen aus, aber es geht ihm täglich besser, seit ihm die verschiedenen Splitter aus dem armen Rücken gezogen wurden. Welch wunderbare Erfindung sind doch die Röntgenstrahlen. Balt weiß nun genau die Stelle, dicht am Rückgrat, wohin sich ein Splitterteilchen festgekeilt hat und sich nicht beikommen läßt. Die Ärzte denken, daß es ihn nicht belästigen wird, und er behauptet, er spüre nichts mehr davon, hätte aber vorgezogen, das Eisen auf der Brust zu tragen, es sei dort noch reichlich Platz. Ich will dank-

bar sein, wenn Balt so davonkommt. Wären nur nicht seine schlaflosen Nächte. Ich hoffe viel Gutes davon, wenn er nach Hause kommen darf. — Die Stunden im Lazarett sind mir lieb geworden. Dort kann man manchen Blick erblicken durch ein freundliches Wort und eine Liebesgabe. Gestern kamen Austauschgefangene an aus Frankreich, und ich durfte sie aufsuchen. Allen sieht man die Spuren einer langen Leidenszeit an, aber das Glück, in der Heimat zu sein, leuchtet ihnen aus den Augen. Der blasse junge Kanonier mit dem Holzbein erzählte mir von der Rückfahrt unglaubliche Dinge. Auf allen französischen Haltestellen wurden sie beschimpft, namentlich von alten Französinen: „Ah, Canaille, Boche.“ Ausgestreckte Zungen und lange Nasen waren überall üblich. Ob ein einziger der zurückgekehrten Franzosen von den Boches Ähnliches erlebte? Ob es deutsche Frauen gibt, die also handeln könnten an verwundeten Feinden?

Ende November.

Wer hätte bei Kriegsausbruch geahnt, daß man auch einen zweiten Winter die schwere Zeit auf sich lasten hätte? Und sie tapfer trage? Günter schreibt, der Krieg sei ihnen allen in Fleisch und Blut übergegangen: „Man ißt alles, wie man es gefocht bekommt. Masse, kalte Unterstände, schon mehr Tropfsteinhöhlen, so daß einem das braungelbe Wasser nach und nach die Stiefel vollgluckst, abwechselnd mit luxuriös ausgebauten Gräben. Über Eis und hartgefrorene Schneedecke klagt kaum einer. Da kann man sich auch mal tagsüber im weißen Schafspelz hinauswagen, ohne

den Russen gleich als Zielscheibe zu dienen, und es ist ein hoher Genuß, auch wieder einmal im Sonnenschein auf der Erde zu wandeln, statt in der Erde. Nachts ist es stets unruhig und an Schlaf nicht zu denken. Je dunkler die Nächte, je lieber schleichen sich die Kerle heran. Neulich machte ich vor unserem Drahtverhau drei Gefangene. Sie hoben gleich die Hände hoch, und der eine wimmerte . . . zu meiner maßlosen Überraschung auf deutsch: „Dun Se mer niz, bester Herr, i bin nur e Jid.“ Ich fragte ihn sofort aus, und plötzlich stellt der Kerl die Frage an mich: „Sin Se vielleicht auch e Jid, bester Herr?“ Meine Antwort war sehr derb, aber innerlich mußte ich lachen. Spaß gibt es bei uns oft in den ernstesten Lagen. — Wenn auch der Krieg im Osten ganz anders ist, als im Westen, in dem einen Punkt bleibt er sich gleich: Auch wir sind nicht zu durchbrechen.“

Der zweite Brief von Horst war auf zwei Drittel gestrichen. Nur gerade die Anrede, die Versicherung, es gehe ihm gut, und die Grüße am Schluß blieben stehen.

Dezember.

Ich ahnte es ja, daß Horst Mittel und Wege finden würde, uns Näheres mitzuteilen. Mit welcher Spannung haben wir und viele mit uns seinen Bericht gelesen, den er uns durch einen zurückgekehrten Neutralen zusandte. Was hat der tapfere Junge durchgemacht, ohne daß wir ihm, wie den Brüdern, das schwere Leben etwas erleichtern konnten.

„Liebe Eltern und Geschwister!

Morgen fährt ein Schiff nach Europa, und ich hoffe, daß es Euch dieses Schreiben unverfehrt zuführen wird. Einen Bericht, den die Zensur hohnlächelnd vernichten und den Verfasser einsperren würde. Wenn der edle Brite lacht, bedaure ich immer, daß er nicht ein Teppich ist und ich ein Teppichklopper. Aber ich muß mich kurz fassen, es ist späte Nacht, und in der Morgenfrühe möchte ich den Brief einem Zurückreisenden zustecken. Der Glückliche!

Ich sitze in meinem Pontok. Die Englishmen haben dafür gesorgt, daß er aller Bequemlichkeit bar ist, aber allmählich wird wieder eine halbwegs primitive Einrichtung zustande kommen. Ich habe während des Feldzuges andere Not kennengelernt. Draußen weht ein kalter Wind, stürmisch rauscht das Meer auf und ab. Kein Laut dringt sonst an mein Ohr, und langsam beginnen meine Gedanken zu wandern, zurückzuwandern. Ich beginne mit der Kriegserklärung.

Schon die Nachrichten von dem Mord in Serajevo peitschten an phlegmatische Ruhe gewöhnte Gemüter auf. Am letzten Juli 1914 kam nach unseren Telegrammen der Krieg im Westen und Osten ins Rollen. Innerhalb zwei Stunden stiegen alle Preise rapid. Am 7. August kam England dazu, für Südwest der maßgebende Punkt. Auch hier wurde mobilisiert. Die Angestellten der Firma meldeten sich zum Teil freiwillig. Ich durfte es nicht. Dürfen und Wollen mußten also gegeneinander abgewogen werden. Vorläufig machte ich allein die Arbeit des gesamten

Personals, Verkauf, Buchhaltung und das übrige, wobei ich enorm viel lernte. Dazwischen hatte ich zweimal erfolglose Auseinandersetzungen mit dem Chef wegen Freiwilligmelden meinerseits. Er gab nicht nach, ebenso entschlossen war ich, es auch nicht zu tun. Inzwischen waren die Engländer von Kapstadt gekommen, und wir hatten sie am 26. September bei Sandfontain gründlich verdroschen. Da es also so nicht ging, kamen sie über See und besetzten Lüderigbucht, das von der Hälfte der Bewohner verlassen wurde. In unserem dortigen Geschäft blieben zwei Fräuleins zurück, die später als Gefangene abtransportiert wurden. Bald darauf kam ein englischer Hilfskreuzer vor Swakopmund, und ohne irgendwelche vorherige Bekanntmachung pulverte er zwanzig Schuß auf den Funkenturm, was ungeheures Aufsehen verursachte. Mein erstes Kriegserlebnis! Die Deutschen legten dann, nachdem die Parlamentäre zurückgekehrt waren, den natürlich nicht beschädigten Turm um. Das zweite Erlebnis war ähnlich, indem der Dampfer nach zwei Wochen wiederkam und bekanntgab, in zwei Stunden würde er die Landungsbrücke zerstören. Das tat er denn auch mit sechzig ungeheuren Schüssen. Da man nun nicht wußte, ob die Engländer von Walfischbai aus Swakopmund überfallen würden, wurde die Räumung der Stadt befohlen. Ich hatte in rasender Eile die großen Bahnwaggons voll Waren zu laden mit kaum nennenswerter Hilfe, und dampfte, vollkommen erschöpft, mit den letzten Swakopmundern am 30. September ab. Am nächsten Tag in Usakos alles militärisch bewacht, am übernächsten in Karibib, wo ich allein die

drei Waggonn aus der kleinspurigen Otavibahn in die 9,06-spurige Staatsbahn umlud. Etwas Furchtbares. Am 7. Oktober fuhren wir nach Windhuß ab, wo es mir nicht übel gefiel. Aber nun fand ich mich berechtigt, meinen Entschluß durchzuführen. Mein Gewissen sagte: Du hast den Chef nicht im Stich gelassen, du hast deine Pflicht getan; nun denke an deine Pflicht gegen das Vaterland. Ich meldete mich als Kriegsfreiwilliger, d. h. ich drehte die Sache so, daß ich eingezogen wurde, das ersparte uns gegenseitig etliche Aufregungen. Der Abschied war natürlich kein herzerreißender. Ich wurde eingekleidet, nachdem ich als felddienstfähig erklärt war, und alsbald begann der Dienst. Anfangs ganz gemächlich. Von sieben bis zehn, von drei bis fünf täglich. Ausbildung im Erzerzieren, Schießen, Zielen, Gefechtsübung usw. Essen war mies, man fraß oft wie ein Hund. Meine Umgebung sehr verschieden. Teils Farmer, teils Kaufleute, Buren, Aktive, zwei eben aus der Schule entlassene Einjährige, die bald meine besten Kameraden wurden. Wir waren die drei Jüngsten. Einen Monat später kam ich zu einem neu aufgestellten Maschinengewehrzug. Wir hatten zwei, teilweise drei Maschinengewehre, alte Marken von je hundertachtzig Pfund Gewicht. Die Sache war interessant. Wir bekamen schwere Wagen mit Lafetten und Prozen und wilden Maultieren, zwölf Stück für jedes Fahrzeug. Von diesen Viestern bekam ich entsetzlich viel Schläge beim Einspannen, Füttern und Putzen, wovon ich weder Gifs noch Gaks verstand. Dann, nach einigen Übungsstunden zu Fuß, wobei es mir fast schwindlig wurde vor Anstren-

gung, denn hundertachtzig Pfund bei Tropenglut einen Berg hinauf, ist kein Spaß, begann das Fahren. Mir nichts dir nichts sollte ich, der fast noch nie auf einem Pferd gesessen, geschweige denn auf einem wilden Maultier, als Vorderfahrer von zwölf Maultieren fahren. Nie vergesse ich diese Hölle. Zog ich am Zügel links, so gingen diese Dreckmolis totsicher rechts. Schlug ich sie mit dem Schambock (Peitsche), schlugen sie aus, mit den Füßen über die Stränge. Gab ich die Sporen, warfen sie mich mit Seelentruhe in den Dreck und versetzten mir noch was in die Magenaegend mit ihren Hinterbeinen. Das wurde dann auch noch unnachsichtlich mit Nachexerzieren bestraft in der größten Hitze. Warum der Feldwebel ‚die Mutter der Kompagnie‘ genannt wird, habe ich damals nicht begriffen. Zum mindesten müßte der unsere ‚Stiefmutter‘ genannt werden. So war ich denn nach einigen Fahrtagen von diesen Ängsten und Erregungen so kaputt und voll Wut, daß ich, wohl auch infolge unsauberer Latrinen, wegen Diphtherieverdacht ins Revier und von dort bei 40,5° Fieber wegen erwiesener Diphtheritis ins Lazarett kam. Sofortige Serum einspritzungen behoben die Gefahr nach zehn Tagen so ziemlich, doch war ich wegen der ausschließlich flüssigen Nahrung so herunter, daß eine Erholungskur nötig wurde, die der Arzt verschönte durch Behandlung eines Riesenhühnerauges an der linken Ferse. Jeden Tag schnitt man mir unter den bohrendsten Schmerzen daran herum, bis ich am 22. Dezember 1914 entlassen wurde. Daß mich der Chef in meiner Leidenszeit besuchte, versöhnt und lebenswürdig, rechne ich ihm hoch an. Als ich wieder zum

M.: G.: Zug kam, wußte ich sofort, daß sich die ‚Stiefmutter‘ über meinen unfreiwilligen Urlaub mächtig geärgert hatte. Ich hatte bei ihm ausgespielt. O weh! Die Tragweite dieser Worte kannte ich damals noch nicht. Der erste Hieb war, daß ich am heiligen Abend Wache schob, während die Kameraden Weihnachten feierten. Ich dachte viel nach hause. Plötzlich kommt die Nachricht: Die Engländer sind in Swakopmund gelandet. Sofort muß ich den M.: G.: Zug zur Abfahrt fertig machen. Am Silvester morgen ging es los, unter Sang und Klang ins Feld.

Neujahr blieben wir in Johann Albrechts Höhe bei der Ersatzkompagnie. Zur Feier des Tages, und um das Heimweh zu unterdrücken, hatte ich ein wenig zu viel getrunken. Gut, daß Mutter nichts davon ahnte. Das ist eben afrikanisch, aber seid unbesorgt, mir liegt es nicht. Schon der entsetzliche Kater am nächsten Morgen verleidete es mir gründlich. Nichtsdestoweniger gab mir die Stiefmutter den Befehl, mit meinen Kameraden auf die Pferdesuche zu gehen, selbstverständlich beritten. Wir legten am ersten Tag nicht weniger als einhundertundfünf Kilometer zurück; am nächsten Tag kehrten wir zurück, todmüde, mit zerschundenem Sitzteil, und erfuhren, daß die Tiere eine Stunde nach unserer Abfahrt wieder eingetroffen waren. Als wir auf unser Lager taumelten, rief uns die Stiefmutter zu: „Fertigmachen, es geht per Pferd nach Karibib.“ Nochmals dreißig Kilometer denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Ich glaubte dies nicht zu überstehen, aber wer muß, der kann, und wenn auch halbtot, wir langten abends am Ziel an. Wir weilten einen Tag in Ka-

ribib, um dann in langem, zweitägigem Marsch in Takalwater einzutreffen. Da begann dann das richtige Feldleben. Abkochen, im Freien schlafen, jeden vierten Tag auf Wache usw. Dann erblühte mir das unverhoffte Glück, sechsunddreißig Kilometer Weg auf Weideposten nach Dorstricien geschickt zu werden, ohne Vorgesetzte. Dort war es wunderschön. Nichts zu tun, als jeden zweiten Tag und nachts draußen am Feuer zu liegen und die Pferde zu bewachen. Leider kam nach vierzehn Tagen der Befehl, der ganze Zug sollte hierherkommen. Da war es vorbei mit der beschaulichen Ruhe. Die Engländer kamen nun immer weiter vor, und wir gingen zur Infanteriekompagnie zurück. Dort kam es am zwanzigsten März zum Gefecht. Von früh vier Uhr bis nachmittags vier Uhr krachte es ununterbrochen, bis wir dann von der zwölffachen englischen Übermacht in wilder Flucht durch den tiefen Flußsand bis Rubae mußten, in drei Tagen, und uns dort festsetzten. Was zwischen dieser Zeit liegt, hoffe ich Euch ein andermal ausführlich schreiben zu können. Es gab nun immer knappere Kost, und wir mußten viel Kohldampf schieben. Wir mußten alles selbst machen, backen, kochen, denn die Truppe war noch weit zurück. Es gab Brot aus Mais, ein Pfund Fleisch, einige Gramm Butter oder Fett, Kaffee, Tee, sechs Stück Zucker, viel Gewürz, wenig Backobst, einen halben Lassenkopf voll Reis. Ende April rückten wir wieder aus bis Karibib, von da auf Vorposten nach Farm Gallsombe in die Nähe von Dhimbrunque und eilten dann rastlos zurück auf nächtlichen Pfaden bis Kanona und Omaruru. Daß ich inzwischen

längst Fahren und Reiten intus hatte, ist selbstverständlich, und das wäre ja auch besser, als zu Fuß in der Heimat mit dem Tornister zu tippeln, wenn, ja wenn es nicht zu weit ist. Aber das war's bei uns. Hafer für die armen Tiere gab's nicht mehr. Also waren diese schlapp. Und was mußten sie schleppen! Reiter, Sattel, Zeltbahn, Mantel, Decke, zwei gefüllte große Packtaschen, Gewehr und Gewehrshuh, Kochgeschirr, zwei schwere volle Wassersäcke u. a. m. Am selben Tag, als Windhuf ohne Kampf in die Hände der Engländer fiel, lieferten wir bei Djombimbambe ein glänzendes, vierstündiges Gefecht, mitten im Busch, mit dem Ergebnis, daß die Tommys uns beinahe umfaßten und wir durch Gewehrfeuer hindurch zurückjagten. Die Engländer selbst hatten schwere Verluste, neunzig Tote, viele Vermundete, so daß sie auch wieder zurückgingen bis Kanona. Nun folgt der große Rückzug nach dem Norden, von dem in deutschen Zeitungen geschrieben stand, daß jetzt die Truppe vereint wäre und sich nun erst die alte deutsche Truppe bewähren würde! Die Engländer folgten uns auf dem Fuß, überholten uns fast an den Seiten. Wie oft haben wir dagelegen, dem Verichmachten nahe, haben uns gierig um die Wassertropfen aus einer schmutzigen Straßenpfütze gedrängt. Ende Juni setzten wir uns vor Tsuneb an der Wasserstelle Korab fest, wo es beinahe zum Gefecht kam, hätte es der Gouverneur nicht vorgezogen, die Truppe und das Land so zu übergeben. Es war mein Geburtstagsgeschenk am neunten Juli neunzehnhundertundfünfzehn. Nun sollte ich zu meinem größten Schrecken mit der aktiven Truppe in Gefangenschaft nach

Aus wandern, wie alle anderen jungen Leute. Das ging mit aber doch über den Spaß, und ich wehrte mich mit größter Frechheit. Das imponiert den Engländern mehr als höfliches Benehmen. Tatsächlich brachte ich es fertig, mich und meine besten Freunde am vierzehnten Juli loszubringen, worauf wir noch am selben Abend verdufteten, mitten durch das englische Lager. Ja, dank meiner Zunge wurden wir per Auto, von denen die Engländer Tausende besitzen, einhundertundsechzig Kilometer zur Bahn befördert. Als Erste trafen wir noch mit in Windhuf ein unter dem Jubel der Bevölkerung. Das Zivilleben tut nach allem Erlebten wieder recht gut. Es fand sich von selbst, daß ich zur Firma zurückkehrte. Jeden Tag gibt es Reuter-telegramme, und Ihr dürft beruhigt sein: Wir wissen genau, daß Deutschland glänzend dasteht, Bulgarien bereits mit uns geht, Rußland schon weit herein von uns besetzt ist und wir trotzdem im Westen kräftig standhalten; daß die Alliierten bei Gallipoli gewaltige Senge bekamen, was sie hier nie zugegeben haben, vielmehr dauernd von Siegen sprachen. Wir wissen auch, daß die deutschen Anleihen immer weit überzeichnet wurden, daß wir Tausende von Kanonen und Millionen Gefangener erbeutet haben, daß wir feste durchhalten und einen glänzenden Sieg erringen werden. Nicht wissen wir die deutschen Verluste, wie es mit Italien steht, wann man in der Heimat den Frieden voraussichtlich erwartet, ob Südwest wieder deutsch wird. Ihr glaubt ja gar nicht, was für ein Raubzug hier war. Die Engländer haben in Swakopmund alles weggeschafft, unbrauchbar gemacht, wie z. B.

die Möbel in den Häusern, das Vieh abgeschlachtet, die Farmen zerstört. Sie haben geräubert, wo sie konnten. Unsere Geschäftsbücher wurden im Hofe in großen Löchern verbrannt. Wir graben jetzt die Reste wieder aus.

Das war der Krieg des feinen Botha!

Unangenehm machen sie uns auch jetzt das Leben keineswegs. Alles ist unglaublich teuer, Proviant, Kleidung, dazu nehmen sie nur deutsches Gold, Reichsbanknoten nur unter Abzug von fünfundzwanzig Prozent. Unser Papier, die Seigischeine, verweigern sie. Die Eingeborenen versuchen sie gegen uns aufzuwiegen. Hoffentlich bringt das Frühjahr die Erlösung von dieser verhassten Herrschaft. — Wäre ich in der Heimat und stände im ehrlichen Kampf wie die Brüder, die Freunde! Warum erwähnt Ihr nichts von Heinz in Eurem Brief? Ich muß Euch bitten, mir über alles die Wahrheit zu schreiben. Glaubt es mir, ich habe gelernt, die Zähne zusammenzubeißen."

Lieber Horst! Du hast es indessen erfahren, warum ich im ersten Brief den geliebten Bruder nicht erwähnen konnte. Es wollte mir nicht aus der Feder, Dir zu sagen: Er starb den Heldenod.

Silvesternacht 1915/16.

Letztes Jahr hat wohl keiner gedacht, das übers Jahr noch immer die Schlachten toben werden. Man hat sich gegenseitig den Trost zugesprochen: „Bevor die nächsten Silvesterglocken ertönen, werden die Friedensglocken geläutet haben."

Für uns war es weniger trostlos. Wir hatten sogar

eine kleine Weihnachtstanne angebrannt, „um dem alten Jahr ein Schnippchen zu schlagen“, wie Balt rief. Und Günter schrieb munter und sprach von Urlaub — vielleicht Ende Januar. Köstliche Aussicht! Dann haben wir die beiden Brüder wieder vereinigt, denn Balt ist noch lange nicht hergestellt. Heimlich sorgte ich mich sehr um ihn. Nun ist er in das schöngelegene Bergdorf abgereist, und wir hoffen viel von der Ruhe, der reinen Luft für seine aufgeregten Nerven. Möchte er dort auch vor allem den stärkenden Schlaf wieder finden. Wie litt ich darunter, wenn ich ihn stundenlang in seinem Zimmer auf und abgehen hörte in der Nacht, ruhelos, gequält. Oft bin ich zu ihm gegangen und habe versucht, ihn von den schweren Gedanken abzulenken, die ihn verfolgten und ihm den Schlaf raubten. Ich sprach von seiner und der Geschwister Kindheit, rief fröhliche Erinnerungen wach und brachte es oft dazu, ihn zu beruhigen. Vom Krieg zu sprechen, vermieden wir vor ihm so viel wie möglich. Aber neulich, bevor er abreiste, war er ganz besonders erregt. Ich hatte schon alles versucht und bat ihn schließlich, es war mitten in der Nacht, während der Schneesturm an die Fenster schlug, eine Partie Domino mit mir zu spielen. Willig setzte er sich zu mir, aber seine Augen behielten den finsternen, starren Ausdruck, und dann warf er plötzlich die Steine hin, sprang auf, und es brach stöhnend aus ihm heraus: „Könnte ich doch das Bild loswerden! Immer muß es vor mir auftauchen. Mutter, der Krieg ist etwas Furchtbares. Zu Mördern werden wir.“

Ich sprach ruhig zu ihm, ich fühlte, jetzt durfte ich ihn

nicht ablenken, jetzt brauchte er eine Aussprache. Wieviel
befreite es ihn. In dieser Nacht habe ich die Schrecken
der Schlacht miterlebt. Erst das furchtbare Trommelfeuer,
das ununterbrochen über die Stellungen dröhnte, tage-
nächtelang, alles einebnend, bis sich die Feinde gegenüber-
standen, Mann gegen Mann, bis es hieß: „Du oder ich.“
Und ich habe mich in Gedanken mit Balt zurückgeschleppt,
als er, schwerverwundet, aus dem Bereich des Granat-
feuers zu kommen trachtete. Zwei leichtverwundete Kameraden
wollten ihn stützen, doch er winkte ihnen ab: „Geht
zu, rettet euch, lieber einer als drei. Wenn ich es nicht
erreiche, so meldet es“, trieb er sie zur Eile an, und doch
sah er sehnsüchtigen Blickes den beiden nach, die sich rasch
entfernen konnten, während er schweratmend, blutend aus
vielen Wunden, erschöpft, nach jeder kurzen Strecke inne-
halten mußte, nur mit dem einen klaren Gedanken: „In
der nächsten Sekunde erreicht dich dein Schicksal! Ach, die
zwei Glücklichen da vorn.“ Da zischte wieder eine Granate
heran, schlug vor ihm krachend ein. Als er durch die
hochaufgewirbelte Erde nach vorn blickte, waren die zwei
Kameraden verschwunden. Ich fragte erschauernd: „Balt,
was geschah mit ihnen?“

„Sie wurden zerrissen, Mutter. Als ich dort vorbeikam,
wo sie noch eben gestanden, da wußte ich, nicht sie würden
meinen Tod melden, sondern ich den ihren, falls ich le-
bend zurückkam. Sonst hätte kein Mensch erfahren, was
aus ihnen geworden, und zu Hause hätte man nur ver-
nommen, wie von so unzähligen: „Vermißt, vermutlich
gefallen.“

Ein Stück weiter wurde Balt von Sanitätären gefunden. Seine Wunden sind verheilt, doch die Seele leidet noch. Möchten doch die Neujahrglocken verkünden: „Der Friede ist nahe. Bald hat deine Not ein Ende, du arme Welt!“

10. Januar.

War es ein kurzer, wundersamer Traum, wie sie einem als Seltenheit einmal beim Erwachen eine Erinnerung zurücklassen, die mit einem durchs Leben geht?

Schon die Klingel ertönte so verheißungsvoll, zaghaft, als wollte sie nicht gehört sein, wie in unterdrücktem Jubel. Dann eine flüsternde Stimme und gleich darauf ein dröhnendes Pochen an der Tür, so, als stände der Knecht Ruprecht davor. Und erwartungsvoll sahen wir ihm entgegen, klopfenden Herzens. Dann lag er schon in meinen Armen, der stattliche Günter, und seine braunen Augen blitzten vor übergroßer Freude: „Kein Urlaub, der kommt bald nach. Nur auf der Durchfahrt zu einem Gaskursus, nur für vierundzwanzig Stunden. Fein, was?“ Aber diesmal war die Mutter unbescheiden und verlängerte die kurzen Stunden, indem sie einfach mit ihrem Jungen am nächsten Abend weiterreiste. In der Residenz selbst hatte ich ja nicht mehr viel von ihm . . ., der Kursus tagsüber und die Kameraden abends nahmen ihn sehr in Anspruch, und die Mutter war verständnisvoll und diskret genug. Aber die Fahrt hat sie voll und ganz genossen. Da gehörte er mir allein, der liebe Junge. Wie rasch ist sie uns beiden verflogen! Was hat er alles erzählt, Ernstes und Heiteres! Während der Erstürmung der Weichjel-

festungen und der Kämpfe beim Vormarsch dachte er nicht, daß er lebend und sogar unverfehrt bliebe. Ich fragte ihn, ob er im Schlachtengewühl an uns gedacht habe.

„Ach Mutter,“ sprach er ernst, „da haben wir nur den einen Gedanken, nur drauf los, nur den Sieg vor Augen, alles siebert in einem vor Aufregung und Anstrengung. Aber nachher, wenn so ein verdammtes Gefecht vorüber ist, man hat sein Bestes geleistet und hat Ruhe, und dann setzt Eure Liebe wieder ein, es kommen Briefe und Pakete, dann, ja dann denkt man nach Hause mit dankbarer Liebe, und dann packt einen manchmal das Heimweh, daß man heulen möchte.“

Nun ist er schon wieder an die Front zurück, aber nächsten Monat bekommt er wohlverdienten Urlaub. Dann wird auch Balt bei uns sein. Er schreibt so frisch und munter. Er erhole sich täglich mehr.

März.

Ruhige, glückliche Zeiten liegen hinter uns, und jede Stunde haben wir genossen, ob sie ernst oder fröhlich war. Wir nahmen es erst für Scherz, wenn Günter im Anfang seines Urlaubs behauptete, er müsse sich erst wieder an die hohen Zimmer, an sein Bett gewöhnen, es berühre ihn fremd, die Decke nicht mehr direkt über seinem Kopf zu spüren und statt des Lannenreisigs seines Höhlenlagers wieder eine Bettstatt mit Matratze zu besitzen; aber ich glaube, er hat sich wirklich erst wieder umgewöhnen müssen. Das Haus erschallte wieder von fröhlichem Lachen, es war ein Kommen und Gehen. Edith, die seit dem Tode des

Bruders jedes Vergnügen von sich gewiesen hatte, ging mit Balt und Günter ins Theater, in Konzerte, und wenn sie zurückkehrten, wurde ich von ihrem Frohsinn angesteckt. Die Debatten zwischen dem musikalischen und dem unmusikalischen Bruder wirkten erfrischend. Nach der Vorstellung von Tristan und Isolde polterte Günter in seiner derben Art heraus: „Zum Donnerwetter, war ich froh, als endlich das Schiff, das lange besungene Schiff auf der Bildfläche erschien.“ Balt war kaum wiederzuerkennen, frisch und erholt. Er ist nun bei seinem Ersatzbataillon und bereitet mich schonend vor, daß er bald wieder frontdienstfähig sei. Ich konnte es gar nicht fassen: „Du kehrt zur Front zurück, mit deinem Splinter im Rücken? Mußt du es denn? Es gibt doch so viel Ämter im Stappenoder im Heeresdienst in der Heimat! Auch da braucht man tüchtige Menschen.“ Er lächelte: „Gewiß, Mutter. Ich brauchte mich nur zu melden, aber das können Tausende anderer auch versehen. Ich fühle mich vollkommen auf der Höhe, nur die Unruhe plagt mich, daß ich noch untätig von ferne zuschauen muß, was draußen vorgeht.“ Er verriet mir auch seine Pläne. Er will sich zu den Fliegern melden, sobald er Leutnant geworden ist, und zugleich versuchte er, mich zu beruhigen, das sei die reinste Lebensversicherung, und es schlage ja in sein Fach ein. Es muß ihn wohl ein wenig gekränkt haben, daß er noch unbefördert neben dem jüngeren Bruder einherging, aus dem Grunde, weil er verwundet und abtransportiert wurde. „Mein bekanntes Pech! Würde mich nicht wundern, wenn die letzte Kugel vor dem Frieden noch mein Herz durchbohrte.“

Während wir mit unseren Feldgrauen vereint waren, traf ein Brief von Horst ein, natürlich, wie gewöhnlich, kräftig von der Zensur beschnitten. Er fragt die Brüder um Rat: „Soll ich hier meinen Verkehr mit einigen englischen Familien weiter aufrechterhalten, oder ist es nicht nach eurem Sinn? Es ist in unserem jetzigen öden Leben eine Abwechslung, wenn wir zusammen musizieren oder uns sonstwie die Abende zurweilen etwas angenehmer gestalten.“ Balt brauste auf, wie ich ihn kaum je sah, und sagte schroff: „Keinesfalls darf er das tun. Mit unserem grimmigsten, verhasstesten Feind freundschaftlich verkehren! Nie und nimmer.“

Ich erinnerte ihn an das Kaiserwort: „Wir führen keinen Zivilkrieg“, aber auch Günter war der Ansicht, wenn auch milder: „Während des Krieges geht es nicht an, Mutter. Schon um Heinzens Willen nicht.“

Ostern.

Wir hatten gehofft, daß Balt das Fest noch bei uns verleben würde. Er überraschte uns bei seinem letzten Besuch mit einer so schönen Botschaft. Während seiner langen Genesungszeit hat er sich auf sein Examen vorbereitet, das er nun bestanden hat. Er meinte, wir wollten es nur gleich feiern, nicht erst seinen nächsten Besuch abwarten. Das hätte mich eigentlich stutzig machen sollen, auch sein ungewohnt herzlicher Abschied. So zärtlich umarmte er mich. Noch höre ich den Klang seiner lieben Stimme: „Auf Wiedersehen, du Beste aller Mütter.“ Wann wird es sein Balt, unser Wiedersehen? Gestern kam eine Karte von

der Fahrt ins Feld: „Verzeiht, liebe Leute, daß ich mich auch diesmal um den Abschied drückte. Er wäre uns doch nur schwer geworden. Ich ziehe mit frischer Kraft hinaus. Lebt wohl.“

Er wird schon wieder beim Regiment eingetroffen sein, in seiner zweiten Heimat, wie er die Champagne nannte. Er meint, daß der Friede nicht mehr fern sei, und hält einen dritten Winterfeldzug für sehr unwahrscheinlich. Dasselbe schreibt Günter, der wieder bei Baranowitschi steht. Sie lebten fast wie im Waffenstillstand und trieben viel Sport, um sich nicht zu verweichlichen, Reiten und Turnen.

Mat.

Nun ist auch Balt Leutnant geworden. So jubelnd wie Edith und Ben konnten wir Eltern die Nachricht nicht aufnehmen. Nun sind seine Pflichten noch ernster, und wenn es nochmals zum Kampf kommt, wird er vorangehen. Vielleicht geht er auch zu den Fliegern über, aber so sorglos, wie er es mir darzustellen suchte, denke ich nicht über diese Sache. Er schilderte auch erst neulich einen aufregenden Luftkampf, der sich direkt über ihnen abspielte, und wobei das brennende feindliche Flugzeug in ihrer Stellung in zwei Teilen abstürzte. Die zwei Insassen, mehr als tot, wurden ehrenvoll auf dem nahen Friedhof begraben. Anderen Tags kam ein französischer Flieger heran, bis auf zehn Meter Tiefe, und warf ein Schreiben ab, worin sich der Kommandant in schöngefügter Sprache nach dem Schicksal der zwei Flieger erkundigte. Auf demselben Weg wurde ihm mitgeteilt, daß sie unter allen mili-

türkischen Ehren auf dem Friedhof beigefetzt worden seien. Da kam nochmals der Franzose herangeflogen, langsam und tief, und es war ritterlich und schneidig anzusehen, wie er einen großen Kranz voll roter Rosen herunterwarf, als Abschiedsgruß für die toten Kameraden.

Beide Söhne bitten mich, ihnen nichts mehr an Lebensmitteln zu schicken, und machen mir Vorwürfe, daß ich nie etwas von der steigenden Nahrungsnot erwähnte. Sie hörten viel Sorgenvolles von zurückkehrenden Urlaubern und lasen auch in den Zeitungen darüber. Günter schreibt, nun hätten wir den Krieg und sie den Frieden. Ich beruhigte sie beide sofort. Wenn auch die Zeiten ernst seien, die Ernte stehe vor der Tür, und wir hielten durch, so gut wie sie es draußen täten. Müßte man es nicht mit aller Sorgfalt und Strenge verhindern, daß unsere Truppen im Feld durch solche Berichte alarmiert würden? Wenn auch schwere Fehler gemacht wurden in der Verpflegungsfrage und die deutsche Frau auch ihren Schützengraben kräftig zu verteidigen hat, warum es schlimmer färben als es ist? Gegen die Entbehrungen und Strapazen, die unsere Truppen schon alle erduldet haben, müssen wir stille sein und tapfer, wie sie es waren. Aber immer sehnsüchtiger horcht man auf die Friedensklänge!

Pfingsten.

Drei teure Berichte brachte uns das schöne Pfingstfest. Günters Karte, zwar nur kurz, hinterließ mir eine heimliche Sorge: „Wir sind in Reserve und genießen vollkommene Ruhe. Ist es die Ruhe vor dem Sturm? Vorläufig

machen die Mücken eine große Offensive, und falls es „markenfreie“ Mückenschützer gibt, so bitte ich mir schnellstens einen zu schicken.“

Auch Balt ist in Reserve, nachdem sie stets volle vierzehn Tage im vordersten Kampfgraben liegen. Er hat einen Kursus zur Ausbildung in Nahkampfmitteln zu leiten.

Horsts Brief ist beinahe zwei Monate alt, aber merkwürdigerweise diesmal vollständig. Und er legt sein Bild bei. Ich kann mich kaum davon trennen. Also das ist aus meinem blonden Trozkopf geworden. Ein großer, strammer Mensch mit männlich gefestigten Zügen. Energetisch steht er da, die Reitpeitsche in der Hand. Man sieht ihm an: er mußte oft die Zähne zusammenbeißen, aber er hat dadurch gelernt, auch selbst zu befehlen. Und trotzdem findet das Auge der Mutter noch den knabenhaft weichen Zug um den Mund, der schon von einem leichten Schnurrbart überdeckt ist. Sein Herz ist gut und rein geblieben. Daß sein Brief unbeanstandet durchkam, muß ein Versehen sein. Ich mußte lachen und weinen, als ich ihn las. Geduld, du teurer Junge, der Tag, den du ersehnt, ist vielleicht nicht mehr ferne. Aus Horsts Brief:

„Hier ist der Gedanke, in einem Schiff am Hamburger Kai anlegen zu können, so überwältigend, so ungeheuer, ja beinahe so unmöglich vorzustellen, daß einem die Tränen aufquellen möchten, wenn man daran denkt, daß ja doch einmal eine Zeit kommt, die uns dies, die uns den Frieden bringt. Wir hier schauen täglich über die unendliche Wasserfläche, denn wir vertrauen auf Gott. Einmal

wird er uns einen deutschen Wimpel schicken. Einmal werden wir vor Erschütterung auf die Knie sinken und sagen können:

Es ward über Nacht ein Wunder vollbracht,
Es nähert sich sacht ein Schiff.
Brite, gib acht, deutsch ist die Wacht,
Unser wieder die Macht in Südwest.
Brite hat ausgelacht, Well, wie er verzagt,
Schon ist er rausgejagt, Hurra.“

15. Juni.

Unsere heimliche Sorge ist in große Angst übergegangen. Günter steht seit einer Woche in den Kämpfen in Wolhynien. Er schrieb nur zwei kurze Karten: „Erwartet jetzt keine Nachricht, wir haben viel zu tun, aber es geht mir gut.“ Und dann die heutige, kaum leserliche: „Es geht mir noch gut, und wir hoffen, das Schlimmste sei vorbei. Wir haben den Rückzug aufhalten können, aber die Lage war verzweifelt, als wir anlangten. Ich liege an einem Brückenkopf, im Dreck, leider ohne Speck. Ach, einmal wieder schlafen, nur eine Stunde! Auf Wiedersehen im Herbst, zum Urlaub. Ich glaube, ich habe ihn dann verdient.“ — Es ist bei uns gerade wieder wie damals, Ende Oktober 1914, als die grimmigen Kämpfe in Flandern tobten, als wir Heinz mitten darinnen wußten. Keinen anderen Gedanken haben wir. Heiße Wünsche . . . Gebete . . . senden wir Günter nach. Die Zeitungen bringen furchtbare Einzelheiten über die Kämpfe.

21. Juni.

So wenig sagt das Schreiben vom Kommandeur, und doch so viel. Bang und schwer liegt es auf uns. Günter vermißt seit dem 16., in den Kämpfen am Stochod. Erst las ich nur das heraus, Günter vermißt. Edith las weiter. Ach, wie sie sich Zwang antat, ihre Stimme zu beherrschen: „Muß Ihnen zu meinem unendlichen Bedauern die Mitteilung machen, daß Ihr Sohn seit den schweren Kämpfen vor Swidniki am Stochodfluß vermißt wird. Er stand in vorderster Linie in unübersichtlichem sumpfigen Gelände, und im Verlaufe des Kampfes ist er anscheinend in einem Hinterhalt vom Feinde umzingelt und gefangen genommen worden. Trotz eingehendster Nachforschungen waren Einzelheiten bisher nicht festzustellen. Es fehlen noch drei andere Offiziere und viele Mannschaften. Das Gelände kann leider zur Zeit noch nicht abgesucht werden.“ Vermißt! Welch schweres Wort. Aber es läßt doch einen Hoffnungsstrahl in die bange Trübsal leuchten. Es klingt nicht so grausam, trostlos wie das andere: „Gefallen.“ Und ich habe das bestimmte Gefühl: „Günter lebt.“ Als von Heinz die Nachricht kam: „Schwerverwundet“, da wußte ich mit einem Schlag, wir hatten ihn verloren.

12. Juli.

Wie die Zeit schleicht! Und sie bringt immer noch keine Erlösung aus dieser Qual der Ungewißheit. Fast vier Wochen sind es schon, daß Günter vermißt wird, und noch keine Nachricht. Viele Kameraden sind seither als gefallen gemeldet. Die Kosaken sollen erbarmungslos mit

unseren Verwundeten umgegangen sein. Wir erhielten noch mehrere Berichte über die furchtbaren Kämpfe am Stochod. Alle rühmen das heldenhafte Vorgehen voll Selbstverleugnung unseres Sohnes. Mit ihm sind mehrere Bekannte vermißt. Noch niemand hat eine Nachricht erhalten. Täglich fragt man beieinander an. Ich konnte die Worte der verzweifeltsten jungen Frau nicht ertragen, die jammernd zu mir sagte: „Ich habe keine Hoffnung mehr, mein Mann ist tot, sie sind alle tot.“ Ich wurde fast heftig: „Sie haben kein Recht, das zu sagen. Im Gegenteil, wir müssen und dürfen hoffen.“ Und zum ungezählten Mal nahm ich den gedruckten russischen Heeresbericht hervor, den ich zwei Tage nach dem verhängnisvollen Gefecht gelesen hatte. Immer von neuem stärkt er meine Hoffnung: „Am Stochod nahmen unsere Sibiriaken unter dem Befehl des Obersten Kislyi nach heftigem Kampf mit den Deutschen das Dorf Stwidniki. Sie machten vier Offiziere und vierhundertundfünfzig Soldaten zu Gefangenen.“ Daran halte ich mich, solange ich es kann. Mein Mann und Edith werfen mir oft erstaunte, fast vorwurfsvolle Blicke zu, wenn ich munter zu ihnen spreche. Ich glaube, auch sie haben nur noch geringe Hoffnung. Am Tisch vergessen sie, daß der gefüllte Teller vor ihnen steht, und versinken immer wieder in den Bann der düsteren Gedanken. Ben hält zu mir. Er ist ein lieber, ernster Mensch geworden, herangereift durch die eiserne Zeit. Er wird ja demnächst siebzehn Jahre alt, und heimlich plant er, sich nächste Ostern dem Heer zu stellen, wenn bis dahin der Friede noch nicht erkämpft ist. Balt hat seine Friedens-

prophezeiungen herabgeschraubt. Er habe nicht mit dieser russischen Offensive gerechnet, die natürlich die Sache verzögere: „Na, da machen wir eben weiter, Geduld und Ausdauer haben wir ja nun gelernt.“ Auch Balt fühlt, wie ich, daß Günter lebe und alles daransetzen werde, uns baldmöglichst Nachricht zu geben. Aber der Schluß seines Briefes hat mich tief ergriffen: „Wenn Euch aber auch dieser Schmerz auferlegt würde, liebe Eltern, dann seid stolz auf Euren zweiten Heldensohn. Immer noch gilt das alte Landsknechtlied: ‚Kein schön’rer Tod als der Soldatentod‘. Wer sich vollbewußt ist über die Ungeheuerlichkeit dessen, was für uns auf dem Spiele steht, wer diese deutsche Kraft, die in allen Unternehmungen steckt, voll würdigen kann, der muß selbst über den schmerzlichsten Verlust seiner Nächsten hinwegkommen, leicht hinwegkommen. Vergeßt diese Worte nicht, liebe Eltern.“ Von sich selbst schreibt er kaum mehr etwas, gibt nicht einmal mehr den Ort an, wo er sich befindet, ob St. Martin, St. Hilaire Aubéville. Aber in der Champagne ist es jetzt ziemlich ruhig, während an der Somme die Schlacht tobt.

In der Nacht höre ich in meinen Träumen den wilden Stochod rauschen, aber mit dem Tageslicht kehrt meine Hoffnung zurück. Gib, Gott, daß dieser Kelch an mir vorübergehe!

16. Juli.

Nimm mein Dankesopfer, lieber Gott. Heute möchte ich alle traurigen Gesichter erhellen können. Günter lebt! Der amerikanische Konsul unserer Stadt teilt uns die kurze,

inhaltschwere Meldung mit: „Vom amerikanischen Konsulat in Moskau erhielt ich die Mitteilung, mit der Bitte um Weitergabe, daß der Leutnant Günter W. auf dem Transport nach dem Inneren Rußlands als Kriegsgefangener Moskau passiert hat. Er ist etwas verwundet.“

Gefangen! Aber er lebt, wenn auch verwundet. Und er wird nicht leicht verwundet sein. Leichten Kaufs sich ergeben, das liegt nicht in meinen tapferen Söhnen. Er wird leiden. Seelisch vielleicht noch mehr als körperlich, der Arme, mit seinem stolzen Herzen. Aber es steht uns ein Wiedersehen bevor.

Das erste Gute, das ich im Weltkrieg an Amerika anerkenne, diese Mitteilung. Ich rechne es ihm hoch an.

Wir haben die Freudenbotschaft Balt telegraphisch mitgeteilt. Erst wollte der Beamte das Telegramm nicht befördern, weil keine zwingende Notwendigkeit vorläge, aber Ben gab nicht nach.

22. Juli.

„Nachricht von Günter selbst“, jubelte Ediths helle Stimme durch das Haus. Sie lauert stets an der Tür auf unseren lieben alten Postboten. Gleich drei Karten und ein Brief zusammen. Teils aus Moskau, teils schon aus einem Lazarett, weiter im Inneren. Er versichert uns, daß er auf dem besten Weg zur Heilung sei, und weil wir doch volle Aufrichtigkeit beschloffen hätten, schreibe er uns die Dinge genau wie sie wären. Der Rückengranatschuß werde programmäßig verheilen, er sei nicht bedeutend. Anders sah es mit dem rechten Bein

aus. Genau in der Wade, unter der Kniekehle eingedrungen, fuhr das Geschloß vorn, kurz unterhalb des Fußansatzes, wieder hinaus und blieb im Schuh stecken. Die Genesung werde wohl mehrere Wochen in Anspruch nehmen, vielleicht bleibe das Bein etwas steif, aber man könne ja auch so durch das Leben kommen. Der Brief, den ich dem Regiment zuschickte, lautet:

„Liebe Eltern und Geschwister!

Endlich kann ich Euch Nachricht geben. Die schwersten Leiden seit dem unheilvollen Tag, der mich von unserer Armee trennte, waren wohl die Gedanken an Euch. Es ist mir immer klar geblieben, daß Ihr lange in quälender Ungewißheit über mich sein würdet. Wann werde ich wohl Nachricht von Euch erhalten? Nur das interessiert mich jetzt noch. Meine schönsten Hoffnungen sind begraben. Anfangs hatte ich nur den einen Gedanken: ‚Wäre ich es auch.‘

Frühmorgens durfte ich als erster in das Gefecht eintreten. Ich war voll der besten Hoffnungen — nun, es ist anders gekommen. Werde ich einmal wieder bei Euch sein, so erzähle ich Euch alles. Meinen Platz habe ich gehalten bis zuletzt, aber als rechts und links unsere Linien durchbrochen wurden, haben wir umzingelt weiter gekämpft bis zuletzt. Verwundet versuchte ich noch einmal zurückzugelangen. Vergebens. Bis zur Brust im Sumpf, nur mit dem Brotbeutel ausgerüstet, wurde ich gefangen. Vom amerikanischen Konsulat erhielt ich Geld, um mir das Nötigste anzuschaffen. Vom Krieg höre ich auch noch etwas — aus russischen Zeitungen. Wenn ich mobiler bin,

werde ich eifrig russisch studieren. Lazarett, Behandlung und Verpflegung ist ganz gut, ähnlich wie bei den Schildbürgern. Wohin ich später kommen werde, ist mir ganz gleichgültig. Das Schreiben strengt mich noch etwas an, aber sorgt Euch nicht um mich. Innigste Grüße, auch an Balt. Möchte er mehr Glück haben als

Euer Günter."

Armer, lieber, tapferer Junge! Möchtest du die Kraft finden, auch diese schwere Prüfungszeit durchzuhalten! Wieviel hört man klagen über die unwürdige Behandlung unserer Deutschen in den russischen Gefangenlagern! Ob denn Schritte getan wurden, um ihnen das harte Los zu erleichtern? Wie oft sieht man bei uns einen Trupp gefangener Franzosen und Russen Sonntags die Stadt besichtigen, nur von einem einzelnen Wachtposten geleitet, und niemand würde es wagen, ihnen ein kränzendes Wort nachzurufen. Wer fühlte nicht Mitleid mit diesen einzelnen unserer Feinde. Müßte nicht alles aufgeboten werden, um den unseren, die sich im Feindesland befinden, zu helfen?

Edith schrieb Günters Brief ab und schickte sofort die Kopie an Balt, der über das Telgramm ganz ausgelassen vor Freude antwortete. Eine Flasche Sekt sollte springen zur würdigen Feier dieser erlösenden Botschaft. Der beste Tropfen wäre gerade gut genug. „Leider“, schreibt er zum Schluß, sind wir wieder in eine andere Stellung gekommen, die ich erst kennen lernen muß, darum erwartet jetzt nicht zu oft Nachrichten."

28. Juli.

Es ist gut, daß Balt uns vorbereitete, denn es fehlt seit Tagen jegliche Nachricht von ihm. Er hatte uns freilich etwas verwöhnt mit Schreiben. Ob er nun vielleicht schon in den Lüften kreist? Er stand ja dicht vor seiner Abkommandierung zur Fliegerabteilung, und ich will mich darüber nicht allzusehr ängstigen und abwägen, wo unsere Feldgrauen am meisten der Gefahr ausgesetzt sind.

„Hinter der Front sicher nicht,“ würde er mit den Brüdern erwidern. Lange habe ich heute das Bild betrachtet, das Edith am Mobilmachungstag von unseren drei Kriegern aufnahm. Heinz, der den rechten Flügel behauptet, ist gefallen. Günter, der in der Mitte steht, ist außer Gefecht gesetzt. Wird Balt, ihm an der Seite, stehen bleiben, aufrecht bis zuletzt? An der Somme haben wir starke Verluste. Jeder Tag bringt neue, schmerzliche. Gestern ein lieber Vetter, Familienvater, heute . . . es ging uns allen sehr nahe . . . „my friend,“ der rosige kleine James, der mir die Mobilmachung überbracht hatte. In wenigen Tagen sind es zwei Jahre. „My friend“, sagte Balt damals zu ihm, „nun heißt es Farbe bekennen.“ Er hat es getan und hat es mit seinem Leben bezahlt. Ich muß an seinen schwergeprüften Vater denken.

1. August.

Wir können es nicht fassen, nicht in uns aufnehmen. Ich finde auch keine erlösenden Tränen. Es traf uns so plötzlich und hart. Und kein Hoffnungsstrahl ist diesmal dabei. Unser Balt gefallen! Schon ruht er auf einem

Friedhof an der Somme. Voll Schmerz und Sehnsucht warte ich auf ein letztes Wort von ihm. Wir erhielten ja nichts mehr, seit er seine jubelnde Freude über Günters Rettung aussprach.

Edith kam so frohgemut mit der Frühpost ins Zimmer geeilt: „Es scheint Feldpost dabei zu sein.“

Dann hielt sie einen großen gelben Brief hoch. Während sie den Namen des Absenders entzifferte, sah ich, wie sie sich verfärbte: „Von Balts Kommandeur“, stammelten ihre weißen Lippen. Wir wechselten einen Blick, als flehten wir um Hilfe. Dann begann sie zu lesen, stockend, mit versagender Stimme:

„. . . leider die schmerzvolle Mitteilung . . . hochbeliebter Leutnant und Kompagnieführer . . . den Heldentod erlitt . . . Tapfer und getreu bis in den Tod.“

Kraftlos ließ sie die Hände sinken. Ich stand wie betäubt und rief in leisem Wimmern den teuren Namen: „Balt, Balt!“

Vom Tisch her klang ein wildes Aufschluchzen. Ben, den Kopf in die Arme vergraben, kämpfte vergeblich gegen seinen Knabenschmerz. Von draußen nahen Schritte. Ich konnte mich nicht rühren, nur stöhnen: „Der arme Vater.“

So fand er uns, und als er fragend von einem zum andern sah, da erstarben auch ihm die Worte auf den Lippen. Er hat es ohne Worte verstanden, daß auch der zweite seiner blühenden Söhne, für deren Erziehung, für deren Zukunft er rastlos arbeitete, ein Opfer des furchtbaren Krieges geworden ist.

Ende August.

Viele liebe, trostreiche Briefe sind uns zugegangen, nur der eine nicht, auf den ich warte voll Schmerz und Sehnsucht. Sollte Balt ohne Abschied von uns gegangen sein? Er mußte, daß er dem Tod ins Angesicht sehen würde, als sie an die Somme abkommandiert wurden. Deshalb verschwieg er uns seine Verletzung, um uns nicht vorzeitig in Sorgen zu bringen. Kameraden und sein treuer Bursche schrieben uns erschütternde Einzelheiten. Fünf Tage und Nächte hielten sie die Stellung. Mit einem glänzenden Beispiel von Mannesmut und -tugend hielt Balt seinen Zug aufrecht, wenn er versagen wollte. Mehrmals waren sie halb verschüttet. Immer wieder griff der Leutnant zum Spaten, feuerte die Leute an zu frischem Mut, rief ihnen zu: „Wir müssen aushalten, es gilt fürs Vaterland.“ Ohne Deckung mehr, kämpfte er dem anstürmenden Feind entgegen, wie ein Löwe, bis zuletzt, bis ihn die tödliche Kugel traf, bis seine Stunde gekommen war. „Getreu bis in den Tod“, so rufen ihm alle nach.

— — — — —

Endlich finde ich Tränen. Ungeweinte Tränen erdrücken das arme Menschenherz.

Balts Koffer kam zurück, und was ich erhoffte, ersehnte, das lag gleich obenauf. Ein Brief an uns. Kurz und klar und bis zuletzt seinen feinen Humor bewahrt, mit dem er von klein auf weiche Regungen verschleierte:

„Liebe Leute!

Wir stehen unmittelbar vor schweren Kämpfen, und falls Ihr diese Worte zu lesen bekommt, war es mein

letzter Kampf. Falle ich, so ist es gut, bliebe ich verschont, wäre es noch besser. Nehmt es nicht zu schwer, liebe Eltern. Ihr kennt ja meine Ansichten über den Heldentod. Habt Dank für Euere treue Liebe. Vielleicht gibt es ein Wiedersehen. Man hat hier draußen viel erlebt, wovon sich unsere trockene Schulweisheit nichts träumen ließ. Ich bin nicht mehr der nüchterne Verstandesmensch von früher, aber auch als solcher habe ich Euch viel lieber gehabt, als ich es zu zeigen vermochte. Lebt wohl und behaltet in gutem Andenken
Euren Balt."

Ich schließe mein Kriegstagebuch. Meine teuren Helden haben alle vier ihren Feldzug beendet. Günter wird im rauhen Sibirien die russische Kälte, Horst in Südwest die Tropenglut erdulden. Beide werden nach der Erlösung schmachten. Mit geballten Fäusten und oft voll Sehnsucht nach der fernen, teuren Heimat.

Wann wird der hohe Tag kommen, der uns den Frieden bringt? Das Mutterherz möchte ihn auf den Knien erflehen. Das deutsche Herz aber bäumt sich dagegen und ruft:

Noch nicht! Es soll kein Waffenstillstand sein. Wir wollen den vollen, gerechten Sieg für unser Deutsches Reich, damit es groß und machtvoll aus all der Drangsal hervorgehe. Wir sind es unserem verklärten Heldenheer schuldig, das Leben und Freiheit fürs Vaterland opferte. Dann erst dürfen wir dem Frieden entgegenjubeln. Dann erst weinen um unsere Teuren, die nicht zurückkehren werden, die draußen in fremder, geheiligter Erde ruhen.

Goeben kam Ben, ernst und feierlich hat er es mir ver-

kündet: „Mutter, ich habe mich zur Stammrolle gemeldet! Wenn wir nächste Ostern noch weiter Krieg führen, dann hast du wieder einen Sohn im Heer. Und ich werde tapfer sein wie meine Brüder. Du sollst auf alle deine Söhne stolz sein.“

Werde ich auch dazu die Kraft finden? Denn es braucht eine gewaltige Kraft, um den Stolz siegen zu lassen über den Schmerz. Nein, das wird mir nie gelingen. Keiner Mutter wird es gelingen. Der deutschen so wenig wie der Mutter des gefallenen Feindes. Aber sie sollen zusammen an meiner Seite gehen. Gegen außen der Stolz auf die Helden söhne, im Herzen die nie verlöschende Trauer um die Verlorenen.

Herr, hilf du zu einem Wiedersehen mit ihnen, in Zeit und Ewigkeit!

Ende.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Feldpostbriefe 1914/15

Berichte und Stimmungsbilder von Mitkämpfern
und Miterlebenden

Gesammelt und herausgegeben von

Hermann Sparr

Zweite Auflage. Preis gebunden Mark 2.50

Urteile:

Hier kann man sagen, daß aus dem ungeheuren Material mit feinstem Takt und mit einer historisch geschulten Erkenntnis für das Wesentliche alles das herausgesucht und unter bestimmten Gesichtspunkten zu einzelnen einheitlichen und ubersichtlichen Bildern verbunden worden ist, was wirklich etwas zu sagen hatte und uns das gewaltige und vielgestaltige Gesicht dieses Krieges deutlich machen konnte. Dabei ist neben den donnernd sprechenden reinen Tatsachen nicht die deutsche Stimmung, die am Anfang und während des Krieges sich immer wieder in Opferfreudigkeit, Zuversicht und berechtigtem Stolz offenbarte, zu kurz gekommen. (Kreuz-Zeitung.)

Was aber dann noch hinzukommt, ist das unmittelbare Erleben, das aus fast allen Briefen spricht. Es ist nicht ein Bericht, der von jedem der vielen Wiedererzähler immer verfabrter sich darbietet, nein, es ist der ganze große Ernst der Tatsachen selbst. Dieses Buch ist ein Weihnachtbuch im wahrsten Sinne. (Hamburg Monatschrift.)

Das ist der erste Band von Feldzugsbriefen, den wir hier anzeigen können, und gleich ein ganz gelungener Wurf. (Magazin für Pädagogik.)

Das ist wirklich eine wertvolle Sammlung! Diese Sammlung mit ihren spannenden Berichten und hübschen Stimmungsbildern ist eines der wenigen aktuellen Bücher, die noch Jahre nach dem Krieg ihren Wert behalten. (Über Land und Meer.)

Man muß anerkennen, daß nur wirklich Gutes ausgewählt ist, daß das Ausgewählte geschieht und anschaulich gruppiert und somit nach allen Beziehungen hier etwas Charakteristisches geboten ist. (Jugendchristen-Warte.)

Es ist die beste Sammlung von Feldpostbriefen . . .

(Schulpflege.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Wertvolle Kriegsbücher!

Der große Krieg 1914/16. Dem deutschen Volke geschildert von *J. Lauterbach*, Rektor. Von *Lüttich* bis *Semenaria*. Mit 22 ganzseitigen Bildnissen nach Zeichnungen von *V. D. Stolz* und 22 Kartenstücken. 2. Auflage. Gebunden M. 2.— (Schlußband folgt.)

Eine außerordentlich lichtvolle und klare und bei aller Knappheit der Schilderung erschöpfende Darstellung bietet Lauterbachs Buch. Es ist wohl das beste bis jetzt vorliegende Werk dieser Art. Prachtvoll anschauliche Kartenzeichnungen und den Hauptschlachten und Bilder unserer Heerführer beleben es. Ein besonderer Vorzug ist die flüssige, von vaterländischer Herzenswärme und vornehmerm Stolz auf deutsche Heldengröße durchglühete Sprache... (Die Wehr.)

Unser Eisernes Kreuz. Ein deutsches Heldenbuch. Herausgegeben von *Ernst Boerschel*. Mit 6 ganzseitigen Abbildungen. Gebunden M. 4.50.

Dieses deutsche Heldenbuch ist Jungdeutschland gewidmet. Und mit Recht! Es gehört in die Hand der deutschen Jugend, damit sie erfüllt werde von dem Heldengeist der Väter. Worte lehren, aber Beispiele ziehen. Die Beispiele machen den Wert dieses Buches aus. Daraus beruht seine erzieherische Kraft. (Deutsche Lehrer-Zeitung.)

Im Kampf um Tsingtau von *Dietrich Darenberg*. Mit 6 Bildern nach Zeichnungen von *V. D. Stolz*. Gebunden M. 3.—.

Die Kämpfe im Schützengraben, besonders die Kapitel „In Nacht und Todes-schrecken“ und „Der Gelutstag des Mitado“ sind Kabinettstücke der Erzählkunst... Überhaupt muß das Buch zu den besten Kriegsbüchern unserer Tage gerechnet werden. (Tägl. Rundschau.)

Der Ruffenschreck. Eine Erzählung aus den Tagen der Commereschlacht in Masuren, von *Dietrich Darenberg*. Mit Bildern von *Erich Sturtevant*. Gebunden M. 3.—.

Nur aus innerster Anlage und bodenständiger Volkstümlichkeit heraus kann eine Erzählung wachsen, die uns so heimlich innig umhüllt an den Schicksalen ihrer Gestalten unsere Herzen so erwärmt und begeistert, mit Liebe und Sorge und Seligkeit füllt, wie diese Geschichte aus Ostpreußens unheiligsten Tagen... alles in allem ein bestgelegenes Volksbuch, lesenswert für jedermann, namentlich auch für die Jugend. (Feierstunden.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Deutschland zur See. Ein Buch von der deutschen Kriegsflotte von Graf Ernst zu Reventlow. Mit 48 meist ganzl. itigen Abbildungen im Text und 4 Farbenbildern. Gebunden 6 M.

In überaus lebendiger Form wird die Geschichte der deutschen Flotte, ihre Entstehung, Gliederung und Bedeutung von einem berufenen Kenner dieses Gebiets anschaulich gemacht. (Leipziger Illustrierte Zeitung.)

... Es hat mich nicht bloß mit der höchsten Befriedigung erfüllt — es hat mich geradezu begeistert. Der Verfasser, selbst ein bewährter Seemann, bekundet eine erstaunliche Weitsicht, und wenn man bedenkt, daß das Buch vor Kriegsausbruch unter der Presse war, so muß man dem Geheerblick dieses zulesicheren Fachmanns die höchste Bewunderung zollen. Sehr vieles mutet uns an, als ob es während des Weltkrieges geschrieben worden wäre, und bereits sind eine ganz hübsche Zahl von Prophezeungen in Erfüllung gegangen. Das erhöht nicht nur den Genuß des Lesers, sondern verschafft dem Buch auch das höchste Vertrauen.

(Magazin für Pädagogik.)

Mit dem Hauptquartier in Südwestafrika. Von Major Maximilian Bayer. Zweite Auflage. Mit 100 Abbildungen und 1 Karte. Geheftet 4 M., gebunden 5 M.

... Sein Buch ist von sehr großem Interesse, nicht bloß für den Soldaten, sondern für jeden, der sich mit unserer noch jungen und doch schon sehr lehrreichen Kolonialgeschichte befassen mag. Es ist ferner sehr ansprechend geschrieben, mit warmer Vaterlandsiebe, hohem Verständnis für unsere nationalen Kulturaufgaben und sittlichem Ernst, dabei an geeigneten Stellen mit frischem Soldatenhumor gewürzt; es ist also ein unterhaltendes Buch im besten Sinne des Wortes. Die Absicht, ein wahrheitsgetreues Bild der Gesamtkämpfe zu zeichnen, scheint mir in vortrefflicher Weise erreicht zu sein. (General Litzmann im „Militär-Wochenblatt“.)

Valentin Upp, der Legionär. Nach Berichten eines alten Afrikaners von Max Geißler. Bilder von Th. Kocholl. Einbandzeichnung von B. D. Stolz. Gebunden 3 M.

... Geißlers Buch ist das Ideal eines Legionärbuches, weil es harte, blanke Wahrheit ist und darum nur Segen bei der Jugend — aber auch bei den Großen stiften kann. Möge Geißler, dieser begnadete Dichter, noch mehr der Jugend an reifen, schönen Büchern schenken. (Die Volksschule.)

... Es handelt sich um keine Tendenzgeschichte, sondern um eine wirklich poesiedurchtränkte, spannende, für Volk und Jugend in gleicher Weise hervorragend geeignete Erzählung, die wir daher nur warm empfehlen können... (Frankfurter Volkszeitung.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Deutsche Geschichte. Von Prof. Dr. Otto Kaemmel. Dritte Auflage. Mit 497 Abbildungen und 6 Karten. 2 Prachtbände 20 M.

Urteile: Gediegen und zuverlässig im vollsten, schönsten Sinne des Wortes — das ist wohl das passendste Prädikat für diese großdeutsche Meisterleistung!
(Hans F. Helmolt in der „Illustr. Zeitung“.)

Eine so kluge Auswahl des Stoffes, eine so durchsichtige Gruppierung und vorurteilsfreie Beleuchtung konnte nur einem durchaus harmonischen, in sich gefestigten Geiste gelingen, der zugleich über die lebhafteste innere Anschauung und eine hohe Gestaltungskraft verfügt.
(Grenzboten.)

Geschichte der deutschen Literatur. Von Otto von Leizner. Neu bearbeitet von Dr. Ernst Friedländer. Neunte, mit der achten gleichlautende Auflage. Mit 486 Textabbildungen und 56 Beilagen. In Prachtband 20 M.

Urteile: ... ein Literaturwerk allerersten Ranges ... Inhaltlich schlägt es wohl die meisten anderen Werke dieser Art ... Die Einleitungen zu den einzelnen Hauptabschnitten sind unübertrefflich.
(Richard Zooymann.)

Der Neubearbeitung, die nach einem wohlüberlegten Programm erfolgte, kann man nur bestimmen. Vollständig neu sind die beiden letzten Kapitel „Neue Lyrik und Heimatkunst“ und „Dichtende Frauen der Gegenwart“, Partien, die sich Leizners Darstellungsart durchaus ebenbürtig anschließen ... Das Werk hat in seiner Neugestaltung nach allen Richtungen wesentlich gewonnen.
(Literar. Zentralblatt.)

Illustrierte Geschichte der fremden Literaturen. Von Otto von Leizner. Zweite Auflage. Mit 375 Textabbildungen und 20 teilweise mehrfarbigen Beilagen. In Prachteinband 20 M.

Illustrierte Geschichte der Musik von der Renaissance bis zur Gegenwart. Von Hans Merian. Dritte, erweiterte Auflage. Neu bearbeitet von Bernhard Egg. Feingebunden 17 M.

Merians Buch ist mit ausbreiteter Sachkenntnis und liebevoll eingehendem Verständnis geschrieben, trefflich ausgestattet und mit authentischen Porträts, Abbildungen, Notenbeispielen, Facsimiles verschwenderisch versehen worden. Es verdient einen großen Leserkreis innerhalb der gebildeten Kunst- und Musikwelt.
(Musikal. Wochenblatt.)

... eines der lebendigsten und am besten illustrierten Musikgeschichtsbücher.
(Die Musik.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Jungdeutschlands Pfadfinderbuch. Im Auftrag des deutschen Pfadfinderbundes herausgegeben von Oberstabsarzt Dr. A. Lion und Major M. Bayer. Fünfte Auflage. Mit vielen Bildern und einer Anleitung zum Kartenlesen. Geheftet M. 2,50, gebunden M. 3,60.

Deutsche Jugenderziehung und Pfadfinderbewegung. Von Hauptmann Freiherr von Seckendorff, Mesg. Zweite, vermehrte Auflage. Mit vielen Bildern. Preis 1.— M., bei 10 Exemplaren 75 Pf., bei 50 Exemplaren 60 Pf.

Pfadfindererziehung an höheren Lehranstalten. Im Auftrage des Deutschen Pfadfinderbundes verfaßt von Oberlehrer Dr. Adolf Bohlen. Geh. 80 Pf.

Die deutsche Pfadfinder- u. Wehrkraftbewegung und ihre Ursachen. Von Oberstabsarzt Dr. A. Lion. Preis 60 Pf., bei 10 Exemplaren 50 Pf.

Ein deutsches Pfadfinderkorps. Winke und Ratsschläge für Führer und Neugründungen. 20. bis 22. Tausend. Preis 15 Pf., 100 Stück 10.— M.

Pfadfinderbuch für junge Mädchen. Ein anregender praktischer Leitfaden für die heranwachsende, vorwärtsstrebende weibliche Jugend. Herausgegeben v. Elise von Hopffgarten. Mit vielen Textbildern. Geheftet M. 2,60, gebunden M. 3,60.

Ein deutscher Pfadfinderbund für junge Mädchen. (Bund deutscher Pfadfinderinnen.) Organisation. Verfaßt von E. von Hopffgarten. 3. Auflage. Preis 15 Pf., 100 Stück M. 10.—.

Pfadfinderinnen. Von Oberlehrer Dr. Ernst Foerster. Mit 17 Abbildungen. Preis M. 1.—.

Für Frauen und Töchter

Das Buch denkwürdiger Frauen. Lebensbilder und Zeitschilderungen. Zeitgabe für Mütter und Töchter von Ida von Düringsfeld. Achte Auflage. Mit 12 ganzseitigen Bildnissen. Gebunden 7 M.

Es ist das Vermächtnis einer trefflichen Frau, einer tüchtigen Schriftstellerin, einer edlen Patriotin. (Bazar.)

Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe. In Lebens- und Zeitbildern von Ernestine Diethoff. Durchgesehen und mit einem Vorwort begleitet von Prälat Dr. Karl Zimmermann Dritte verbesserte Auflage. Mit 37 Textabbildungen und einem Titelbilde. Gebunden 5 M.

In diesem Werke hat Ernestine Diethoff eine treffliche Auswahl von Lebens- und Charakterbildern von Frauen und Jungfrauen geboten, die in den Zeiten religiöser Bewegung durch die Tiefe ihrer Überzeugung und den Einfluß ihrer Persönlichkeit auf ihre Familie und ihre Umgebung einen mächtigen Anteil an dem geistigen Fortschritte hatten.

Isengrimm. Von Willibald Alexis. Gefürzte Fassung. Bilder von Richard Knödel. Deckzeitung von Th. Kocholl.

Die großen dichterischen und vaterländischen Werte dieses bedeutenden Romans aus der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung und den Tagen der Freiheitskämpfe sind infolge der etwas erdrückenden Weiterschweifigkeit des Dramas noch verhältnismäßig wenig ins Volk gedrungen. Eine für weitere Kreise geeignete Fassung existierte bisher nicht. In der vorliegenden Ausgabe sind die vielfach ermüdenden politisch-historischen Exurse mit Geschick herausgelöst, zweifellos zum Besten des plastischen Gesamteindrucks.

Das edle Herz des schrolligen, braven Wolf von der Quarbitz, das durch diese Liebes- und Heldengeschichte aus Preußens Erniedrigung und Befreiung seine echte Wärme strahlt und bis zuletzt für das Vaterland schlug, wird auch heute noch bei der reifen Jugend seine Kraft bewahren. Auch jungen Damen wird man mit diesem Liebesleben in banger Tagen ein wertvolles Geschenk machen. (Tägl. Rundschau.)

Schwere Zeiten. Schicksale eines deutschen Mädchens in Südwestafrika. Von Elise Bahr. Mit Textabbildungen und farbigem Titelbild. Gebunden M. 2 50.

Eine spannende, warmherzige Erzählung aus der Zeit des Hereroaufstandes.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Für Frauen und Töchter

Mädchenbücher von Frida Schanz.

Mit sechzehn Jahren. Lustige Mädchengeschichten. 5. Auflage.


Fein gebunden 4.— M.

Junges Blut. Drei Mädchengeschichten. 4. Auflage. Fein geb. 4 M.

Mairouh. Vier Mädchengeschichten. 2. Auflage. Fein geb. 4 M.

Morgenrot. Vier Mädchengeschichten. 2. Auflage. Fein geb. 4 M.

Wachende Kräfte. Sechs Mädchengeschichten von Frida Schanz
und Luise Koppen. Zweite Auflage. Geheftet 3 M., geb. 4 M.

Von Plattheiten ebenso weit entfernt, wie von philosophischem Ernst, bringen die
Bücher gerade das, was not tut: Sonnenschein für jugendfrohe Gemüter! 

Kinderlieder. Für Eltern und Kinder, für Schule und Haus.

Von Frida Schanz. Zweite Auflage. Geheftet M. 1.80, geb. M. 2.50.

Unser Volk muß die Dichterin nun noch lieber gewinnen! In der Kinderstube, der
Schule, in jedem, auch jedem kinderlosen Haus wird dieser Hauschatz leben.

Der Beilichenbund. Erlebnisse eines Freundschaftskreises.

Erzählung von Ernestine Diethoff. Mit 99 Textabbildungen
und einem Titelbilde nach Zeichnungen von Rich. Gutschmidt.

Vierte Auflage. Fein gebunden M. 4.50.

Elfenreigen. Deutsche und nordische Märchen aus dem Reiche
der Riesen und Zwerge, der Elfen, Nixen und Kobolde. Der Jugend-
welt gewidmet von Villamaria. Achte Auflage. Mit Bilder-
schmuck von Ludwig Koch: Hanau. Preis gebunden 7 M.

Marie von Ebner-Eschenbach schreibt: „Erfindungsreich, poetisch, von
einem reinen und edlen Geist befeuert, werden diese Märchen auf ihrem neuen Flug
in die Welt gewiß den Ehrenplatz behaupten, den sie in unserer Jugendliteratur
einnehmen, und der ihnen mit vollem Recht gebührt.“

„Niemand kann von größerer Abneigung gegen „höhere Tochter-Literatur“ erfüllt
sein als ich. Aber hier hat nicht nur eine biedere Pädagogin im alten Sagenschatz
herumgewühlt: eine echte Dichterin war am Werk, hat die Motive in einer oft er-
greifenden Sprache des Herzens auszugestaltet und in die Sphäre wahrer Kunst
zu erheben gewußt. Von allen Büchern der Welt, lange vor den Klassikern, hat
dieses Buch zuerst meiner Phantasie im Überfluß gegeben, was man nachher in
Wirklichen nur mit Mühe findet: Poesie.“ (Konrad Falke i. d. Berner Rundschau.)

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Druck der Spamer'schen Buchdruckerei in Leipzig.